



Berlin, den 14. Januar 1899.

Lülülü.

Der fromme Freiherr von Mirbach, der Oberhofmeister der Kaiserin, hat sich um seine minder hoch betitelten Landsleute ein beträchtliches Verdienst erworben, — gewiß nicht das erste, denn durch seine Mührigkeit, die selbst zum Herrn Singer den weiten Weg nicht scheute, ist für zahllose Kirchen das nöthige Geld zusammengebracht worden, diesmal aber eins, das nach langer Fastenzeit endlich auch den Politiker wieder einmal erfreuen kann. Der Freiherr, der schon früher literarische Dilettantenneigungen enthüllte, hat den Zeitungslesern von dem sogenannten Kreuzzug ins Heilige Land eine Schilderung geliefert, die zwar nicht die Zufriedenheit des Kreuzfahrtmanagers Cook erregen wird, alle patriotisch und also gut türkisch Empfindenden aber im Innersten froh stimmen muß. Wie ein im Hofdienst sacht herangereiftes, in den Antichambres ein Bischen verstaubtes Mannesgemüth ein Stück großer Natur sieht, wie das tüchtig gedrückte Temperament eines preussischen Kirchenfrommen im Heimathlande des Erlösers vergebens Kommiswunder sucht und, weil es sie nicht findet, in beinahe unfrohem Zorn erglüht: Das ist ein gar liebliches Schauspiel und verräth wohl eher noch ein Kollektivgefühl als einen persönlichen Eindruck. Außer der türkischen Polizei, die mit eisernem Wesen alles Elend aus den Feststraßen in die dunkelsten Winkel gekehrt hatte, auf daß es dem Auge der unter dem Schirm des Sultans gen Golgatha Wandelnden nicht etwa widrig sei, hat dem Freiherrn von Mirbach im Jüdderlande nicht viel einen frommen Schauer erregt. Sogar während des „Einzuges“ — das früher fast immer nur bei der Heimkehr glücklicher Sieger gebrauchte Wort wird jetzt ja gern für allerlei leere Festtagsvergnüchlichkeit

verwandt — in Jerusalem, der in eines Christen Sinn doch die stillste Stunde innerer Sammlung bedeuten sollte, denkt der höfisch erzogene und gewöhnte Herr zunächst an die „fröhlichen, jubelnden Menschenmassen“, die auf Befehl des Großherrs in den Straßen und am Jaffathor Begeisterung für den Gast des Padiſchahs mimen, und seine sonst nüchterne Rede färbt sich beinahe hymnisch, da er berichten darf: „Als die Majestäten den Einwohnern freundlich zuwinkten, erscholl von den Dächern her von den Frauen ein ununterbrochen lang anhaltender hoher metallischer Jubelton: Lülülü! Es soll der alte Ursprung des Halleluja sein, den wir vereinzelt wohl, aber noch niemals von einer solchen Menge von Frauen gehört hatten.“ Für einen gelehrten Etymologen will der Oberhofmeister wohl nicht gehalten sein und wir brauchen ihm auf das nächtliche Gebiet der semitischen Sprachen deshalb nicht zu folgen. Daß er aber ein feiner, ein im nieſchſchen Sinn zeitgemäßer Politiker ist, muß Jeder merken, der in des Busens Tiefe jemals erwägen konnte, welche Bedeutung der Anblick „fröhlicher, jubelnder Menschenmassen“ und das „ununterbrochen lang anhaltende“ Lülülü der Dachgaffer für die neueste Epoche deutscher Geschichte seit ein paar Jahren gewonnen hat. Nur ist es, um diese Bedeutung zu würdigen, nicht unbedingt nöthig, bis nach Jerusalem zu reisen; solche Kenntniß kann man auch mit geringeren Kosten erwerben. Wenn der Freiherr von Mirbach sich zu einem Gang durch die unheiligen Stätten der Reichshauptstadt entschließen will, wird er an dem Lülülü, das ihm im Orient so sehr gefiel, auch im lieben Vaterlande von früh bis spät das Patriotenoehr und das Höflingsherz laben können.

Ein Kaffeehaus. Viele Zeitungen mit vielen Artikeln über den Bundesrathsbeschuß in der lippischen Sache. Warum nicht? Fleischnoth, Militärvorlage und Ausweisungen langweilen, Dreyfus und Kirchner können allein auf die Länge die Spalten nicht füllen und mit den ewigen Wahrheiten des Liberalismus kann man nach Neujahr den Lesern nicht mehr kommen. Also wieder einmal Lippe. Der Bundesrath hat einen Beschuß gefaßt, der im Oesterreich Rechbergs und Profeschs vielleicht bewundert worden wäre, der im Lande Bismarcks aber zu trübsäliger Erinnerung an verklungene Herrlichkeit stimmen sollte, — einen Beschuß, der bedenklich nach der Schwarzen Küche der ältesten und impotentesten Diplomatie schmeckt. Er soll den Rückzug Preußens decken, aber seine ärmliche Phraseologie kann die beschämende Chamade nicht übertönen und die Thatsache, daß der zweitgrößte deutsche Bundesstaat trotz allem Mühen nicht dazu gebracht werden konnte, an dem Orakelspruch mitzuwirken, ist wichtiger als der Blick auf den tastend ge-

fundenen Rothausgang. In den meisten Zeitungen steht davon kein Wort. Auch die Frage sucht man vergebens, ob es nöthig war, den Regenten von Lippe zu brüskiren und die Bewohner des teutoburger Landes zu ärgern, da doch jeder nicht ganz Kurzsichtige längst merken mußte, daß für die reichen Schaumburger das Spiel verloren war. Manchen mag es ja gefreut haben, daß den dem deutschen Heer angehörigen Lippern die Erlaubniß, eine Erinnerungsmédaille zu tragen, vorenthalten blieb und daß der Bießerfelder im vorigen Sommer den Rennplatz verlassen mußte, weil die anwesenden Offiziere ihn nicht beachteten. Solches Amusement ist aber mit einer unverhüllbaren Niederlage Preußens und mit der Verstimmung Bayerns doch ein Bischen theuer erkauft, — so theuer, daß der dem flüchtigen Blick winzig scheinende Vorgang genügt hätte, einen Bismarck zum Verzicht auf sein Amt zu treiben. Die Presse müßte über dieses Verfallsymptom sehr deutlich sprechen und sich mit dem Briefwechsel zwischen dem Regenten von Lippe und dem Deutschen Kaiser gerade jetzt sehr ernsthaft beschäftigen. . . Der Oberhofmeister mag ruhig sein: kein anstößiges Wörtchen wird seinen Seelenfrieden stören. „Der Kaiser hat, getreu seinem Grundsatze, daß Recht doch Recht bleiben muß, in bekannter Großmuth seinen berechtigten Groll unterdrückt und im Interesse des Reiches nachgegeben. Dieser an Augustus und Marc Aurel erinnernde Zug erhabener Geistesgröße zeigt von Neuem . . .“ Das Jassathor thut sich auf: Lülülü!

Ein anderes Bild. In der berliner Bellevuestraße sind Künstler zu einem Festmahl vereint, um Seine Excellenz Herrn Dr. h. e. Adolf von Menzel, den neuen Ritter des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler, zu feiern. Der chemnitzer Kellner, der am siebenundzwanzigsten Januar die Geburtstagstafel im Kaiserschloß mit einer aus Servietten geformten Portraitbüste Wilhelms des Zweiten schmücken soll, ist leider nicht geladen. Wohl aber ist Herr von Boetticher erschienen, der einst zum Ehrenmitgliede des Vereins Berliner Künstler ernannt ward, — wahrscheinlich, weil er in einer Schicksalsstunde das charakteristische, jedem Künstler schmeichelnd ins Ohr klingende Wort gesprochen hatte, zwischen Stuck und echtem Material vermöge er keinen Unterschied zu entdecken. Auch Herr Anton von Werner ist anwesend, den Excellenz von Menzel für einen Meister der Kunst zu halten die gnädige Nachsicht hat, und irgendwo raunt sicher der heißere Antikünstler und Professor Pietisch gesalzene Wiße. An tönenden Reden fehlt es nicht. Wir sind unter Künstlern. Wartet nur: gleich wird Einer aufstehen, an den Champagnerkelf schlopfen und also sprechen: „Es ist sehr freundlich von dem Kaiser, daß er unserem Menzel den höchsten preussischen Orden verliehen

hat. Er hat damit im Sinn seines Großonkels, Friedrich Wilhelms des Vierten, gehandelt, der, um Künstler und Gelehrte würdig ehren zu können, die Friedensklasse des Ordens pour le mérite schuf, und er hat diesen Beweis freundlicher Anerkennung einem Meister gewährt, der uns klarer als vor ihm irgend ein Anderer gezeigt hat, wie Großes man durch Verstand, Selbstdisziplinirung, Fleiß und technische Sicherheit auch ohne starke Empfindung erreichen kann. Ich bin weder ein Schmeichler noch ein Narr und will deshalb den im edelsten Wortsinne tüchtigen Menzel nicht dem Titanen Goethe vergleichen. Das nur möchte ich sagen: wir sind in Preußen nun glücklich dahin gelangt, wo man vor etwa hundertundzwanzig Jahren in Weimar stand. Als Goethe damals vom Herzog das Adelspatent erhielt, schrieb er an Frau von Stein: ‚Ich bin so wunderbar gebaut, daß ich mir gar nichts dabei denken kann.‘ Und ungefähr um die selbe Zeit pries Schiller den Mann, dem das Herz höher schlagen dürfe, weil er selbst sich den Werth schuf, und sang den Ruhm der freien Kunst, die ihre Blüthe nicht am Strahl der Fürstengunst entfalte. Sollen wir heute jubeln, weil ein vierundachtzigjähriger Künstler, der seine Stoffe merkwürdig oft der Hohenzollerngeschichte entnahm und den man auch an der Farbe als Preußen erkennt, einer Auszeichnung werth gefunden wird, die Minister, Generale, Oberpräsidenten und andere Eintagsmachtthaber sich thatenlos ersitzen und die halbwüchsigen Prinzen und Zufallsbegleiter reisender Potentaten, ohne daß sie je Etwas geleistet haben, bewilligt wird? Sollen wir uns geehrt fühlen oder gar vom Anbruch eines neuen augustischen Alters träumen, weil Einer von uns künftig das Orangeband tragen darf, das die Brust des Herrn von Boetticher und der Rudini oder Giolitti schmückt? Oder sollen wir etwa glauben, der alte Menzel werde sich Excellenz nennen lassen und das veraltete Wörtlein ‚von‘ vor seinen weltberühmten Künstlernamen setzen? Nein: unser greiser Meister denkt sicher über diese Dinge wie der wackere Jakob Grimm, der in der berliner Akademie einst sagte: Nicht einmal drei volle Jahre vor seinem Tode wurde Schillern der Adel zu Theil und seitdem erscheint der einfache, schon dem Wortsinne nach Glanz streuende Name durch ein sprachwidrig vorgeschobenes ‚von‘ verberbt. Kann denn ein Dichter geadelt werden? Dem unerbittlichen Zeitgeist erscheinen solche Erhebungen längst unedel, geschmacklos, ja, ohne Sinn. Ein Geschlecht soll auf seinen Stamm, wie ein Volk auf sein Alter und seine Tugend, stolz sein. Das ist natürlich und recht; unrecht aber scheint, wenn ein vorragender freier Mann zum Edlen gemacht und mit der Wurzel aus dem Boden gezogen wird, der ihn erzeugte, daß er gleichsam in andere Erde über-

geht, wodurch dem Stand seines Ursprunges Schmach und Beeinträchtigung widerfährt. Oder soll der freie Bürgerstand, aus dem nun einmal Goethe und Schiller entsprangen, aufhören, sie zu besitzen? Alle Beförderungen in den Adel werden ungefährlich bleiben, sobald dieser Mittelstand stolz und entschlossen sein wird, sie jedesmal auszuschlagen'. Seit dem Tage, da in Berlin diese Rede gehalten ward, sind abermals vierzig Jahre verstrichen und ich bin gewiß, daß Menzel, der, trotzdem ihm im Wappen die Lyra fehlt und er neben Rembrandt und Boecklin erbleichen muß, doch ein starker, eines pergamentenen Adelsbriefes nicht bedürftiger Könnler ist, heute mit nicht geringerem Stolz als damals Grimm fragen wird: Kann denn ein Künstler geadelt werden? Er wird mit uns Allen dem Kaiser für die gute Absicht danken, die Auszeichnung aber ehrerbietig ablehnen und sich nicht dazu bequemen, in seinen letzten Lebensjahren das feierliche Gewand einer verschollenen Prunkzeit mit sich herumzuschleppen, das ihn kleiden würde wie einen modernen Elektrotechniker das Fell und die Keule des Herkules. Wir wollen, ohne dem Scheul der Demagogen zu lauschen, dem Militäradel und der Bureaukratie ihre überlieferten Sitten gern gönnen: in unseren Reihen vollzieht die Auslese sich nach Gelesen, die nicht vom Thron herabdekretirt werden können, und unsere feinsten Meister werden in den Kapitelsälen der Feudaltage niemals heimisch sein. Die Republik der Geister' hat gegen Talleyrand selbst Bonaparte vertheidigt. Soll der amüsische Korje deutsche Künstler beschämen?"

Der Oberhofmeister wird auf seinem Sitz unruhig; am Jaffathor wars ihm behaglicher. Er mag sich trösten: in der berliner Bellevuestraße ward so schlimme Rede nicht vernommen. Von der „unerhörten Ehrung“ des Künstlers und von dem großartigen Edelsinn des Kaisers wurde viel gesprochen, Excellenz von Menzel hielt allen läppischen Verhimmelungen Stand und meinte, der ihm gewährten Auszeichnung müsse die ganze Gilde sich nun capable zeigen, in den Toasten hatte das Kaiserhaus stets, wie sichs gehört, den ersten, die Kunst den zweiten Platz und schließlich wurde in einem Danktelegramm dem Kaiser, „dem hohen Beschützer deutscher Kunst, der Ausdruck jubelnder Huldigung zu Füßen gelegt.“ Die jubelnden jerusalemischen Menschenmassen waren ersetzt und durch die Prachträume des Künstlerhauses tönte, dem Schwerhörigen selbst vernehmlich, die süße Sultanatsweise: Lülülü!

Ein helles Gehör kann sie heutzutage in allen Gassen der Reichshauptstadt vernehmen. Wenn der Kaiser den französischen Botschafter besucht, liest man, sein genialer Blick habe rechtzeitig die Stunde erkannt, wo eine Verständigung mit Frankreich auf Englands Kosten möglich werden

lönne, — als ob der Erste unter den deutschen Fürsten daran denken dürfte, allein, ohne Mitwirkung der verantwortlichen Berather, nach plöglichen Eingebungen im heikelsten Gelände Politik zu treiben. Wenn er in den Haufen preußischer Gardisten oder potsdamer Schulknaben Geldstücke wirft und sich an der daraus entstehenden Balgerei ergötzt, wird in den höchsten Löhnen seine Leutseligkeit und die unvergleichliche Frische seines Humors gerühmt. Und wenn ein Monarch, dem von früh bis spät so der Wonnedhor von seiner Gottähnlichkeit vorgesungen wird, auf einsamer Höhe schließlich wähnte, die Weife bringe aus dem tiefsten Fühlen der Volkheit ans Licht: wer wollte im Ernst mit ihm hadern? Jede Regung seines beweglichen Temperamentes wird wie ein Heilandswunder bestaunt, jedes Zufallswörtchen als eine Aeußerung genialischen Tiefsinnes gefeiert; und es ist sterblicher Menschen, auch der gekrönten, Art, daß sie dem Beifall gläubiger als dem Tadel lauschen. In einem Lande von der politischen Reife Großbritanniens wundert kein mündiger Mensch sich darüber, daß sogar einem Histrionen und Thespiakärner wie Henry Irving der Titel „Sir“ bewilligt wird; man gönnt der Mimeneitelkeit solche Labung und spricht von ernsthaften Dingen. Bei uns entsteht ein Jubelgetöse, weil ein unlyrischer, aber kräftiger Künstler, weil der Exponent der durch die Namen Shadow und Chodowiecki bezeichneten Kunstepoche, die hinter uns liegt, an seinem Lebensabend so „hoch geehrt“ wird wie irgend ein Herr von Hahnke. Das geschieht am grünen Holz, im Kreise schaffender Künstler. Wir müssen dem Kaiser wirklich noch dankbar dafür sein, daß er sich von dem übel duftenden Weihrauch, der aus der Tiefe steigt, den Sinn nicht völlig umnebeln läßt. Und wir dürfen nicht hochmüthig auf das braune Gefindel herabsehen, das, sobald der Sultan winkt, sein Halleluja stammelt.

... Der fromme Freiherr von Mirbach wird vor den Kundgang durch die unheiligen Stätten der Reichshauptstadt befriedigt heimkehren. Was ihn im Lande des Erkläfers so innig rührte, war, daß die Menschenmassen einen Unbekannten, von dessen Wesen und Wollen sie nicht das Geringste wußten, jubelnd begrüßten, — nur, weil er ein Kaiser ist. Er braucht, um solche Freude zu erleben, künftig nicht mehr über das Wasser zu reisen, sondern nur die höfisch geschulten Ohren zu spizen: dann kann er, so oft die Gestalt des Monarchen sichtbar wird, auch von deutschen Dächern herab, und sogar von Männerstimmen, sein Lieblingsgeräusch Lülülü hören.



Ein italienischer Sozialist.

Es kann nicht nur als Einleitung des nachfolgenden Referates, sondern auch als eine Antizipirung der geschichtlichen Belege für das Grundthema dienen, wenn ich darauf hinweise, daß es natürlich mit den wirtschaftlichen Zuständen Italiens zusammenhängt, wenn hier die sozialistische Bewegung noch nicht über die Anfänge hinausgekommen ist, die Organisation der Arbeiterklasse noch in den Kinderschuhen steckt und sowohl über Grund und Wesen wie über Mittel und Ziele der proletarischen Agitation noch große Unklarheit herrscht. So lange Italien ein weit überwiegend ackerbaubetriebendes Land bleibt, so lange die Industrie sich nicht weiter entwickelt und die beträchtlicheren Ansammlungen gewerblicher Arbeitermassen sich auf wenige Orte beschränken, wird selbstverständlich die Organisation dieser Arbeiter als Klassenpartei nicht erheblich vorschreiten und der Sozialismus wenig praktische Bedeutung erreichen können. Der Verlauf der von gänzlich unerfahrenen und visionären Sozialaposteln geschärften Bewegung des Landvolkes und einzelner Arbeitergruppen in Sizilien und die leichte Lahmlegung der noch gebrechlichen Vereinsorganisation und -Thätigkeit in Ober- und Mittelitalien durch die crispinischen Sozialistengesetze haben den Beweis geliefert, daß für jetzt der bürgerlichen Staats- und Gesellschaftsordnung in Italien von der Arbeiterklasse keine Gefahr droht.

Um so lebhafter ist die kritisirende und negirende Thätigkeit auf dem geistigen Gebiete. Die sozialistische Presse hat einen, namentlich in Anbetracht der äußerst geringen materiellen Mittel sehr beachtenswerthen Umfang und Einfluß erreicht; die binnen wenigen Jahren auf die dreifache Zahl — jetzt fünfzehn — angewachsenen sozialistischen Deputirten lassen es in der Kammer, in Versammlungen, in der Presse und Literatur nicht an rückichtsloser und volltönder Verkündung des neuen Evangeliums, auch nicht an Aufstellung weitgehender Forderungen zu Gunsten der Enterbten fehlen, für die sich auch die Stimmen vieler erheben, die nicht direkt zu der sozialistischen Fahne geschworen haben. Unter der studirenden Jugend der Universitäten hat der Sozialismus zahlreiche begeisterte oder doch laute und ungeflämte Anhänger gefunden und auf den Lehrstühlen wird er durch Männer vertreten, die an Begabung, sittlichem Ernst, Ueberzeugungstreue und Eifer nicht die Letzten sind. Ist es im Allgemeinen am Plage, den bedeutenden geistigen

und moralischen Strömungen, mag man sie billigen oder nicht, Aufmerksamkeit zu schenken, so wird Das um so mehr zur Pflicht, wo es sich um die wichtigsten Fragen der staatlichen und gesellschaftlichen Zukunft, die schwierigsten Kulturprobleme und die ernstesten Lösungsversuche hervorragender Köpfe handelt.

Zu den ernstesten Vorkämpfern des „wissenschaftlichen Sozialismus“ in Italien gehört der den Lesern der „Zukunft“ bekannte Neapolitaner Antonio Labriola, der seit Jahren an der römischen Universität über Philosophie der Geschichte, Staats- und Gesellschaftswissenschaft lehrte und neben dem sozialistischen Juristen Enrico Ferri zu den beliebtesten Lehrern gehört, bisher aber nur Weniges veröffentlicht hat. Seit dem vorigen Jahr liegen die beiden ersten Sammlungen einer Reihe von Essays „über die materialistische Geschichtsauffassung“ vor, von denen der erste sich mit dem marx-englischen „Kommunistischen Manifest“ vom Februar 1848 beschäftigt, der zweite die materialistische Erklärung der Geschichte als die einzig richtige und fruchtbare zu erweisen sucht. Zwischen beiden Essays besteht ein engerer Zusammenhang, als es scheinen könnte; denn das „Kommunistische Manifest“ ist, wie unser Autor nicht müde wird, zu betonen, weder ein Aufruf zur sozialen Revolution, noch der Entwurf einer neuen Staats- und Gesellschaftsordnung, noch eine Uebersicht über die Entwicklung des Sozialismus, noch ein Versuch der Ausöhnung der Klasseninteressen, sondern „sein Kern besteht in der neuen Auffassung der geschichtlichen Entwicklung“, nach welcher der Kommunismus als das nothwendige und unabweisbare Ergebnis der durch die bisherigen Formen der Produktion hervorgerufenen Klassenkämpfe erscheint. Das Manifest stellt sich nur die eine Aufgabe: an der Hand der geschichtlichen Thatfachen und der herrschenden Zustände nachzuweisen, daß „aus der unabweisbar revolutionären Thätigkeit des modernen Proletariates mit Nothwendigkeit der Kommunismus hervorgehen müsse“. Das Mittel zu diesem Nachweise lieferte den beiden Führern des londoner „Bundes der Kommunisten“ die Verbindung des von Feuerbach erneuerten wissenschaftlichen Materialismus mit der deutschen historischen Philosophie und Dialektik, wodurch es möglich wurde, „die geschichtliche Bewegung in ihren tiefsten, bis dahin unerforschten, weil latenten und schwer entwirrbaren Ursachen zu begreifen.“ Es war im Beginn der vierziger Jahre begriffen worden, daß der Sozialismus ein nothwendiges Ergebnis der vorangegangenen und fortschreitenden wirtschaftlichen Entwicklung sei; die Sozialisten schöpften aus dem Einblick in die Art und Richtung dieser Entwicklung die Ueberzeugung, der Marx und Engels im „Kommunistischen Manifest“ den klärenden Ausdruck gaben, daß das moderne Proletariat ein nothwendiges Produkt der Gesellschaft sei und die Mission habe, an die Stelle der Bourgeoisie zu treten und neue Formen des gesellschaftlichen

Zusammenlebens heraufzuführen, die den Klassengegensätzen ein Ende machen sollten. Das abstrakte hegel'sche Gesetz vom historischen Werden auf dem Wege der Antithesen wurde durch Marx und Engels auf die Klassenkämpfe angewandt, in denen sie das eigentlich Bewegende, vielleicht die Essenz aller Geschichte, erkannten; sie bestand ihnen nicht mehr, wie dem Hegelianismus, im Uebergange aus der einen in eine andere Ideenform, sondern im Wechsel der sozialen Struktur, mit anderen Worten: im Uebergange aus einer in die andere Produktions- und Wirtschaftsform, — einem der Uebergänge, für die wegen der Erschütterungen und gewaltsamen Operationen, mit denen sie stets verbunden waren, der Name Revolutionen nicht unpassend ist, ohne daß dabei nothwendig an politische Umwälzungen zu denken wäre. So ist auch die kommunistische Revolution, die das „Manifest“ als nothwendig und bevorstehend ansieht, nicht als Das aufzufassen, was im Jahre 1870 in Paris verwirklicht werden sollte, sondern als das Ergebnis einer durch die inneren Entwicklungsgesetze beherrschten wirtschaftlichen Politik, die weder von der Bourgeoisie noch vom Proletariat mehr geändert oder gehemmt werden kann, sondern mit Naturnothwendigkeit der Erneuerung der ganzen Gesellschaft durch das Proletariat zustrebt. Denn „die kapitalistische Gesellschaft muß sich von selbst auflösen und als Produktionsform hinfällig werden, weil sich in ihrem eigenen Schoß fortwährend die Rebellion der Produktivkräfte gegen die rechtlichen und politischen Beziehungen der Produktion neu erzeugt und weil sie nicht bestehen kann, ohne durch die Konkurrenz, welche die Krisen erzeugt, und durch die Schwindel erregende Ausdehnung ihrer Aktionsphäre die inneren Bedingungen ihres unvermeidlichen Unterganges zu vermehren, so daß der Tod auch hier einfach ein physiologischer Fall wird.“

In dem 1859 in Berlin erschienenen, als Vorläufer zum „Kapital“ zu betrachtenden Buche: „Zur Kritik der politischen Oekonomie“ hat Marx schon mit großer Klarheit und Schärfe den Kern der materialistischen Geschichtsauffassung dargelegt, deren Richtigkeit und Fruchtbarkeit Labriola im zweiten seiner Essays nachzuweisen unternimmt. Deshalb, und weil die Grunddogmen des wissenschaftlichen Sozialismus nirgends knapper und bestimmter ausgesprochen worden sind, mag eine kurze Wiedergabe der Betrachtung von Labriolas Ausführungen vorangestellt werden.

Nach Marxens Ansicht, dem der gesamt ernsthafte Sozialismus hierin folgt, können die rechtlichen Beziehungen und die politischen Formen des Staates überhaupt nicht verstanden werden, wenn man sie nur aus sich selbst oder aus der Annahme der sogenannten allgemeinen Entwicklung des menschlichen Geistes erklären will; sie haben vielmehr ihre Wurzeln in den materiellen Lebensbeziehungen, so daß die Anatomie der bürgerlichen Gesellschaft in der Volkswirtschaft zu suchen ist. Wenn sie erst in irgend welche sozialen

Beziehungen zu einander getreten sind, werden die Menschen, unabhängig von Wahl und Willen, durch die Formen ihrer Produktion, die sich nach dem Grade der Entwicklung der vorhandenen Produktivkräfte richten und den tatsächlichen Unterbau der Gesellschaft bilden, zur allmählichen Errichtung eines Oberbaues von rechtlichen und staatlichen Formen geführt, dem dann auch bestimmte Anschauungsformen entsprechen. Die Art der Erhaltung des physischen Lebens, d. h. der modernen Produktion, bestimmt in erster Linie den sozialen, politischen und intellektuellen Lebensprozeß. Nicht das Bewußtsein des Menschen bestimmt sein Sein, sondern gerade umgekehrt: das gesellschaftliche Sein bestimmt das Bewußtsein. Im Lauf der Fortentwicklung gerathen die sich ändernden Produktionsformen immer mehr in Widerspruch zu den festgelegten und sanktionirten rechtlichen Beziehungen — dem Eigenthumsrecht — und den Sitten und Anschauungen, die nun aus Schutz- und Fortbildungsmitteln zu Hemmnissen der Entwicklung der Produktivkräfte werden. Erreicht die Spannung einen gewissen Grad, so suchen die gebundenen Kräfte sich dadurch frei zu machen, daß sie die veralteten hemmenden Formen sprengen. Es kommt zu Revolutionen und Bürgerkriegen, wenn nicht die vorher mit der Veränderung der Produktion eingetretene langsame Wandlung des politischen, philosophischen, religiösen, ästhetischen, moralischen Bewußtseins ihnen vorbeugt. Die politischen und die Ideen-Revolutionen lassen sich stets aus dem bezeichneten Gegensatz erklären. Ein soziales Gebilde geht nicht unter, bevor es in seinem Schoße alle produktiven Kräfte, für die es Raum hat, entwickelt hat; neue Produktion-Beziehungen treten nicht auf, wenn nicht vorher die materiellen Vorbedingungen gezeitigt worden sind. Die Produktionsformen Ahiens, der klassischen Welt, der Feudalzeit und der modernen Bourgeoisie können als Epochen der Wirtschaftsgeschichte betrachtet werden; die bürgerliche Produktion ist die letzte Form des Antagonismus zwischen den Produktivkräften und ihrer rechtlichen und staatlichen Regelung. Aber schon sind die Kräfte so mächtig geworden, daß sie die herrschenden Formen zersprengen müssen und eine neue Gesellschaft im Werden ist, mit deren Auftreten „die Prähistorie des Menschengeschlechtes abschließen wird“.

Das durch die bürgerliche und kapitalistische Wirtschaftsweise großgezogene, zur Ummwälzung der herrschenden Produktions- und Gesellschaftsformen gebrängte und sich rüstende Proletariat ist in dem zu einer Wissenschaft gewordenen „kritischen Kommunismus“ seines Ursprunges, seiner Kräfte und Ziele sich bewußt geworden. Seine Demokratisirung und Organisirung, sein reizend schnell gewachsener politischer Einfluß, der den anderen Klassen eine Konzeßion nach der anderen abgerungen hat, rücken seinen unvermeidlichen Sieg immer näher. „Der kritische Kommunismus“, Das

betont Labriola gegenüber den auf der Stufe der Putzche und des Revolutionsglaubens zurückgebliebenen Elementen, „fabriziert nicht die Revolutionen, bereitet nicht die Erhebungen vor, liefert nicht die Waffen für die Aufstände“. Aber freilich wird die proletarische Revolution unvermeidlich kommen, ohne daß man heute sagen kann oder zu fragen braucht, wie sie vor sich gehen werde; denn die proletarische Demokratie kann auf die Dauer sich bei den heutigen staatlichen Formen nicht beruhigen, da diese „als Organe der Gesellschaft der Ausbeutung auf eine bürokratische Hierarchie, eine Richter-Bürokratie, eine Kapitalisten-Vereinigung zu gegenseitiger Unterstützung und auf den Militarismus hinauslaufen, der die Schutzzölle, die Staatsschuldzinsen, die Bodenrente und jedes Interesse des Kapitals zu verteidigen hat“. An Putzche und Aufstände, wie den der pariser Kommunisten, ist heute nicht mehr zu denken; die von Marx und Engels als Ziel hingestellte Diktatur des Proletariates, die eine Vergesellschaftung der Produktionsmittel einleiten muß, kann nur das Ergebnis der systematisch sich ausdehnenden und vervollkommnenden politischen Organisation der Proletarier sein, die in dem reizend schnell fortschreitenden Antagonismus der Produktivkräfte und gesellschaftlichen, rechtlichen und staatlichen Formen einen beständig steigenden Antrieb findet. Die soziale Frage ragt bereits heute an Wichtigkeit und Dringlichkeit über alle anderen hinaus. Sozialisten und Gegner beschäftigen sich gleichermaßen mit Lösungsversuchen. Als bloße Spiegelfechterei, Mißverständnis oder Palliativ ist Alles anzusehen, was nicht auf Abschaffung des Lohnes, Aufhebung der Klassen in einer Gesellschaft, die keine „Waaren“ mehr produziert, und auf Ersetzung des Staates durch ein Arbeit- und Erziehungs-Selbstgovernment abzielt. Auch der gesammte heutige Sozialismus kann, sofern er sich dieses Ziel nicht klar gemacht und aufrichtig vorgesteckt hat, nur als ein Stadium der Unreife und Halbheit in der Entwicklungsgeschichte des Proletariates gelten. Sehr bezeichnend findet es Labriola, daß in Italien, wo man nach der Renaissance von dem großen Fortschritt der Geschichte abgedrängt worden ist, wo trotz der geistigen Begabung und Routine der Italiener die Entstehung eines modernen Staates in einer ganz unmodern produzierenden Gesellschaft zur Ursache der schwersten Nothstände und Hemmnisse geworden ist, wo endlich der Sozialismus erst spät und sporadisch aufgetreten ist und es nur zu einem verwässerten Abbilde des allgemeinen Sozialismus gebracht hat, die ersten Klassenregungen des Proletariates Bauernaufstände waren. Vermuthlich hat es ihm besonderen Eindruck gemacht, daß die in anderen Ländern den sozialistischen Zielen ein starkes Hinderniß entgegenstellenden Massen des Landvolkes, die Schœffle gar nicht mit Unrecht als an sich konservativ bezeichnet, in Italien für den Sozialismus zu gewinnen waren. Immerhin könnte hier eine Täuschung über den wahren

Charakter der sizilischen Aufstände vorliegen, die zwar von sozialistischen Agitatoren für ihre Zwecke entfacht worden sind, im Sinne der ausländischen Bauern aber, wie zahlreiche Zeugnisse beweisen, keineswegs auf Beseitigung der privatkapitalistischen Wirtschaft und Bergesellschaftung des Bodens abzielten.



Unternahm Labriola in dieser Arbeit eine Darlegung der Entstehung der materialistischen Geschichtsauffassung und ihres Ergebnisses, des kritischen Kommunismus, an der Hand des „Kommunistischen Manifestes“, so geht er in einer zweiten Schrift zur Begründung dieser Geschichtsauffassung über.

Er beginnt, wie billig, mit der Zurückweisung des kurzschichtigen Einwandes, daß sie das ganze menschliche Dasein aus materiellen Interessen und Berechnungen zu erklären versuche und damit alle idealen Faktoren leugne, und definiert die materialistische Geschichtsauffassung dahin, daß sie im Gegensatz zu den „Ideologien“ jeder Art nicht von einer prästabilierten Idee zu den Dingen herab, sondern umgekehrt von den Dingen zu den Ideen hinaufsteige.

Die Menschheitsgeschichte beginnt damit, daß die Menschen die ersten und unentbehrlichsten — d. h. die materiellen — Bedürfnisse befriedigen; diese vermehren, entwickeln, verfeinern sich allmählich und führen in dem selben Maße zum Aufstreten von Bedürfnissen höherer Ordnung, in dem die Mittel und Werkzeuge zur materiellen Befriedigung sich vervollkommen und ihrerseits Maßregeln der Erhaltung und des Schutzes verlangen; die natürliche Familien- und Geschlechtsgenossenschaft erweitert sich zu umfangreichen Affoziationen behufs Erhöhung der Individualkräfte, der Sicherheit und des Fortschrittes; gesellschaftliche Einrichtungen, Gewohnheitsrechte und Gesetze entstehen: kurz, die komplizirteren Gesellschaftsgebilde treten auf. Die materialistische Geschichtserklärung will und soll, nach Labriola, nichts Anderes als: die Wegstrecke, die von den Urzuständen bis zu den heutigen Rechts-, Staats- und Religionenzuständen führt, zurückdurchmessen und sie will nachweisen, daß sämtliche höheren Kultur-Ergebnisse: Gesellschaft, Volkswirtschaft, Recht, Staat, Kunst, Religion, Philosophie im letzten Grunde auf den materiellen Bedürfnissen und Zuständen beruhen, sich stets mit diesen gewandelt haben und auch ferner mit ihnen wandeln müssen. Nicht der herodotische „Reid der Götter“, der „Zufall“, das „Fatum“ oder die „Fortuna“, nicht die „Vorsehung“, die „Logik der Dinge“, die „innere Nothwendigkeit“, das „Entwickelungsgesetz“, der „Geist der Zeit“ oder, wie die zur Erklärung des Geschehens zu Hilfe gerufenen *dei ex machina* der Geschichtsschreiber sonst heißen, haben der Entwicklung ihren Lauf vorgeschrieben, sondern „die positiv wirkenden Kräfte, d. h. die Menschen in ihren verschiedenartigen und besonderen

sozialen Verhältnissen“ müssen ins Auge gefaßt werden, wenn man die Quellen des Geschehens sucht. Die Geschichte des Volkes hängt ab von dem Boden, den es bewohnt, von seiner Lebensweise, seinen Verwandtschafts- und Nachbarschaftsverhältnissen, von seiner Production, seinen Werkzeugen und Waffen, seinen Eigenthums-, Arbeit- und Klassenzuständen, von der Art, wie es in Gesellschaft, Staat, Recht und Religion alle jene Zuständlichkeiten festzuhalten, zu sanktioniren und zu erhalten oder fortzubilden sucht, wie die Konflikte zwischen erstarrten Formen und neuen Bedürfnissen gelöst werden, ob die Revolutionen friedliche oder gewaltsame sind, ob sie zu Fortschritten oder zu Rückschritten führen. „Diese realistische Doktrin ist nicht die Auflehnung des Materialisten gegen den Idealisten. Sie ist die Lehre, daß die wahren Ursachen und Gründe jeder menschlichen Entwicklung einschließlich alles Dessen, was wir ideal nennen, in bestimmten thatsächlichen Zuständen zu finden sind, die die Gründe, das Gesetz und den Rhythmus alles Geschehens in sich tragen.“

Die Akteure der Weltgeschichte waren sich der thatsächlichen Ursachen der Ereignisse, in denen sie selbst mitwirkten und vielleicht eine entscheidende Rolle spielten, durchaus nicht immer bewußt und die geschichtlichen Dokumente spiegeln häufig solche Täuschungen des Bewußtseins wieder. Die neue Lehre muß daher die Quellen der Geschichte revidiren. Sie sondert die in der Persönlichkeit liegenden Kräfte, seien es geniale Auffassungen und Pläne, Illusionen, Irrthümer, Leidenschaften, selbstsüchtige Regungen oder was immer, von den im Zusammenhang der Verhältnisse liegenden Kräftepotenzen. Für Luther war die Reformation eine Glaubens- und Herzenssache; er wußte nicht, was wir jetzt wissen, daß sie auch ein Stadium in dem durch materielle Verhältnisse bedingten Aufstieg des Dritten Standes, eine wirtschaftliche Auflehnung gegen die römische Ausbeutung war und daß der kirchliche Reformversuch ohne diese Hilfe wahrscheinlich, wie andere vorher, gescheitert wäre. Wir kennen jetzt die dem Reformator unbekanntem wirtschaftlichen, d. h. materiellen Ursachen der Reformation: den Gegensatz der erstarrten Städte gegen das Ritterthum, das Anwachsen der territorialen Fürstengewalt gegenüber dem Kaiser und Papst, die Erhebungen der Bauern und der Wiedertäufer, das Auseinanderstoßen der allemateriellen Herrschafts- und Erwerbsinteressen, das in Frankreich, in den Niederlanden mit ihrem Kampf gegen Spanien und in England noch klarer hervortritt als im Vaterlande Luthers. Damit soll natürlich nicht geleugnet werden, daß das Wie der auf jenen materiellen Ursachen beruhenden Ereignisse in der mannichfachen Weise durch persönliche Ideen, Ziele, Leidenschaften, durch Enthusiasmus, Glauben und Aberglauben, Mitgefühl und die moralischen und geistigen Eigenschaften der Führer und Geführten bestimmt worden ist. Aber diese immateriellen und idealen Kräfte würden nicht in Bewegung gerathen sein oder sich in andere Wirkungen um-

gesetzt haben, wenn jene materiellen, wirtschaftlichen Ursachen gefehlt hätten. Ohne Ausfaltung Deutschlands durch die katholische Hierarchie, ohne den Gegensatz der weltlichen Interessen des Kaisers und der Territorialfürsten, ohne den Gegensatz zwischen Adel und Städten hätte es keine Kirchenreformation gegeben! Die Aufgabe der Geschichte, wie Labriola sie versteht, würde also sein: von den gewöhnlich auf der Oberfläche erscheinenden religiösen, politischen, ästhetischen Erregungsmomenten zu den tiefer liegenden sozialen und wirtschaftlichen Ursachen hinabzusteigen und überdies, wo es noch möglich ist, die Entstehung jener Momente aus diesen Ursachen zu erklären, so daß jedes Ereigniß in allerletzter Instanz seine Erklärung in dem derzeitigen wirtschaftlichen Unterbau der Gesellschaft und in den dort wirkenden Kräften findet. Der römische Plebejer des fünften Jahrhunderts v. Chr., der florentiner Handwerker des dreizehnten Jahrhunderts, der Bauer zur Zeit der französischen Revolution: sie Alle hatten eine ökonomisch bestimmte, moralische und geistige Physiognomie und veränderten dieser entsprechend die bisherige Gesellschaftsform, weil die materielle Lage sie dazu trieb, was nicht ausschließt, daß sie, einmal in Bewegung gesetzt, auch noch mannichfachen Antrieben, Hemmnissen und Ablenkungen nicht materieller Art gehorchten.

Labriola protestirt gegen die Auffassung der Menschheitsgeschichte lediglich als eines Falles des Kampfes ums Dasein. So weit wir zurückzuschauen vermögen, sehen wir den Menschen in Zuständen, die sich aus dem Kampf ums Dasein allein nicht erklären: wir sehen ihn begabt mit Sprache, auf einem künstlich veränderten Boden, in Vereinigung mit anderen Menschen, unter weit über das Thierische hinaus entwickelten Formen der Werkzeugbenutzung, der Arbeitstheilung, der Gesellschaftsordnung, der Gütervertheilung. Mit der fortschreitenden Technik ist die Theilung der Arbeit, der Produktion und der Güter, mit ihr die Unterscheidung der Klassen, die Unterordnung des Einen unter die Anderen, damit die gesellschaftliche und rechtliche Gliederung, d. h. die Ausgestaltung der Gesellschaft, fortgeschritten und Hand in Hand damit hat sich das Fühlen und Denken, haben sich die Anschauungen entwickelt und gewandelt, so daß der geistige und moralische Mensch ein Produkt seiner äußeren Bedingungen — im weitesten Umfange des Wortes — ist. Alles geschichtliche Werden ist Werk des Menschen; aber es war und ist nicht, oder doch nur äußerst selten, das Ergebnis kritischer Auswahl und planvoll erwägender Bestimmung, sondern fast immer der Nothwendigkeit, die auf den äußerlichen Bedürfnissen und Anlässen beruht und die Entwicklung innerer und äußerer Organe mit sich bringt; hierzu gehören auch Verstand und Vernunft als Ergebnisse immer wiederholter und angesammelter Erfahrung. Auch ist dadurch allein erklärlich, daß die Weiterentwicklung der Menschheit und ihre künftige Geschichte in gewissen Grenzen vorausgesehen werden können.

Der Determinismus Labriolas, d. h. die Bedingtheit der Geschichte durch äußere Thatfachen, will keineswegs einen Automatismus an die Stelle der Willenskräfte setzen. Aus dem Nährboden der technischen, wirthschaftlichen und sozialen Zustände sind stets und überall die sozialen und politischen Absichten, die Ziele der Gesetzgeber, die religiösen Dogmen, dann aber auch Künste, Wissenschaften und Philosophie hervorgewachsen. Nicht sie erklären im Grunde die thatsächlichen Zustände einer Zeit, eines Volkes, einer Klasse, sondern sie bedürfen gerade der Erklärung.

Als besonders geeignet, Licht zu verbreiten, betrachtet Labriola die großen Umwälzungen, die ihm nicht, wie der schulmäßigen Geschichtschreibung, durch neu auftretende Ideen, sondern regelmäßig durch den Zusammenprall materieller Interessen, und zwar, so weit es sich um soziale Revolutionen oder Revolutionversuche handelt, durch widerstreitende Klasseninteressen veranlaßt erscheinen.

Aus der allgemeinen Wirthschaftsgeschichte unseres Jahrhunderts, die er mit wenigen meisterhaften Strichen skizzirt, zieht er den Schluß, daß ein Land und ein Erdtheil früher, ein anderer später mit unabweißlicher Nothwendigkeit zur kapitalistischen Produktionsweise, daher zur Bildung einer herrschenden Bourgeoisieklasse, zur Proletarisirung der Massen, zur proletarischen Revolution und zum Aufbau einer kommunistischen Gesellschaft gedrängt werden wird.

Die Ursachen der Ungleichmäßigkeit des Fortschrittes, der zu gewissen Zeiten und an gewissen Orten auch dem Rückschritte Platz macht, sind nur zum geringen Theil „natürliche“, d. h. auf Klima-, Boden-, Rassenverhältnisse und Ähnliches zurückzuführen; sie liegen zum größten Theil in der Art der sozialen Struktur und den auf ihr beruhenden politischen Formen, die „in dem Versuch gipfeln, den wirthschaftlichen Ungleichheiten das Gegengewicht zu halten, weshalb die politische Organisation fortwährend auf unsicheren Füßen steht“. Der Staat ist der äußere Ausdruck und das Instrument jenes beständig gestörten Ausgleichversuches, daher ein Kampf im Inneren und nach außen. In jedem Staat versucht eine herrschende Klasse durch Ordnungen und Gesetze, durch Sitten und Kulte, durch Verträge und Kriege ihre Herrschaft über die wirthschaftlich ausgebeuteten übrigen Klassen der Gesellschaft zu erhalten. Sklaverei, Leibeigenschaft, Lohnarbeit sind Mittel dieser Herrschaft; die Gegensätze und Kämpfe zwischen Stadt und Land, zwischen Landwirtschaft und Gewerbe, zwischen Herren und Knechten, Kapitalisten und Lohnarbeitern sind nothwendige Resultate der auf Gegensätzen beruhenden Gesellschaftsordnung; nur wenn diese Gegensätze beseitigt werden, ist ein dauerhaftes, einträchtiges, beständig fortschreitendes Staats- und Gesellschaftswesen möglich, kann die Kultur wieder Allen zugänglich werden, die Proletarisirung der

Massen aufhören, die ganze Gesellschaft wieder zur Einheitlichkeit gelangen, der Abgrund zwischen Gebildeten, Wohlhabenden und Ungebildeten, Nothleidenden ausgefüllt werden.

Die Erkenntniß, daß die wirtschaftlichen Thatfachen das Prius, die Ideen und Institutionen das Posterius in der Gesellschaft sind, und die darauf begründete Lehre der materialistischen Geschichtsauffassung sind nach Labriola erst möglich geworden, nachdem die kapitalistische Bourgeoisie entstanden war. Die moderne Technik mußte sich entwickelt, die Waarenproduktion und die Konkurrenz mußten sich maßlos ausgedehnt, die Kapitalien in privaten Händen angehäuft haben, die Proletarisirung eines großen Theiles der Gesellschaft mußte erfolgt und die Nothwendigkeit beständiger Revolutionirung der Produktionsformen vor Augen getreten sein, um erkennen zu lassen, daß aus den im höchsten Maße gegensätzlichen Gesellschaftszuständen nothwendig ein neuer Zustand hervorgehen müsse, in dem diese unerträglichen Gegensätze einander aufheben.

Labriola sieht die Ursache, die dazu führte, daß die Hoffnungen des achtzehnten Jahrhunderts auf die heilsamen Wirkungen der freiheitlichen Institutionen nicht erfüllt wurden, in der Verkennung des wahren Wesens der Gesellschaft. Das neunzehnte Jahrhundert sei durch die Erkenntniß, daß nicht die Menschheitsidee, nicht Freiheit und Gleichheit, sondern Bedürfnisse und Begierden die Gesellschaft regiren, zum Jahrhundert der Geschichtswissenschaft und der Soziologie geworden. Die politische Revolution in Frankreich und die industrielle in England ließen neben einander keinen Zweifel mehr, daß die wirtschaftlichen Thatfachen stärker sind als die Ideen und daß die gesellschaftlichen Klassen sich mit Nothwendigkeit auf dem Boden gewisser Produktionsformen entwickeln. Das unaufhaltsame Anwachsen des Proletariates in unserer Zeit zeigt, daß unsere wirtschaftlichen Zustände mit Nothwendigkeit die Gesellschaft proletarisiren müssen. Von der Entstehung der englischen Großindustrie, der Expropriirung des französischen Adels und Klerus, der Schaffung der Assignaten und der Verwandlung des Grundbesitzes in eine Waare bis zur Aufstellung des Code civil, „des goldenen Buches der Gesellschaft, die Waaren produziert und verkauft“, bis zu der Kontinental Sperre, den napoleonischen Kriegen, den Verfassungen des Jahres 1849 und der Einigung Italiens hat Alles dahin gearbeitet, einer Klasse Reichthum und Herrschaft zu sichern und die übrigen in ein Joch zu schmieden.

Die Geschichte ist bisher mehr Geschichte der Formen und Mittel gewesen, durch die eine Klassenherrschaft aufrecht erhalten wurde, mehr eine Geschichte des Staates und des Rechtes als eine solche der Gesellschaft. Zuerst waren von je die widerstreitenden ökonomischen Interessen, dann erst kamen die Staatsformen, die das Mittel bieten mußten, herrschende und besitzende Klassen in Besitz und Herrschaft zu erhalten, sei es durch Gewalt

der Trug, Privilegien oder Konzeffionen. Natürlich wurden die Staatsordnungen selbst Ursachen neuer Interessen an eben diesen Ordnungen und der Staat mußte als nothwendig und unentbehrlich hingestellt werden, um die Interessen, die er schützte, keinem Angriff preiszugeben. Da er einmal entstanden war, konnte der Staat nie wieder aus der Geschichte verschwinden, weil bisher nie wieder die wirtschaftlichen Ungleichheiten und damit das Interesse am Staat verschwunden sind. Aber er ist im Grunde nie etwas Anderes gewesen als eine Organisation zum Zweck der Erhaltung derjenigen Produktions- und Eigenthumsverhältnisse, von denen herrschende Personen, Geschlechter, Klassen Vortheile zogen, wie auch staatlichen Umwälzungen immer das Bestreben nach Aenderung der ökonomischen Zustände zu Grunde lag, so daß die ganze Geschichte organisch nur in der wirtschaftlichen Entwicklung erscheint.

Nach Labriola kommt der wissenschaftliche Sozialismus bei Betrachtung des immanenten historischen Prozesses mit Nothwendigkeit zu dem Endziel einer Gesellschaft ohne Herrschaft, ohne Klassen, ohne wirtschaftliche Ungleichheiten, ohne Staat. Eine kommunistische Gesellschaft, Besitzform und Produktion wird das unvermeidliche Ergebnis der Vereinigung des Kapitals und der Produktionsmittel in wenigen Händen und der fortschreitenden Klassenorganisation sein. Die Gesellschaft regirt sich dann selbst und der Staat ist überflüssig geworden.

Das wissenschaftliche Studium des römischen Rechtes und der griechischen Rechtsphilosophie hatte zu dem Glauben verführt, daß es ein Recht gebe, das eins sei mit der Vernunft, ein Recht, das nur als für Alle gleich verbindlich zu proklamiren sei, um die Gesellschaft vollkommen zu machen. Heute weiß Jeder, daß dieses Recht die Gesellschaft weder gleich, noch frei, noch glücklich gemacht, daß es im Gegentheil durch Entfesselung des Wettbewerbes die Starken noch stärker, die Schwachen noch schwächer gemacht hat.

Das Recht beherrscht nicht die Thatfachen, sondern wird von ihnen beherrscht. Daher seine Verschiedenheit und Wandelbarkeit. Aus der Rechtsphilosophie ist heute die philosophische Behandlung der Rechtsgeschichte geworden; die staatliche Gesetzgebung befragt bei Feststellung des Rechtes keine „Idee“, sondern die Bedürfnisse und den möglichen Nutzen; die politischen Parteien verlangen als Recht Dasjenige, was den Interessen ihrer Klasse entspricht. „Dem Recht ist die Maske abgerissen“, sagt Labriola, . . . „jedes Recht war und ist die gewohnheitgemäße oder behördliche oder gerichtliche Vertheidigung eines bestimmten Interesses“. Das geltende bürgerliche Recht bezweckt die Vertheidigung der bürgerlichen Klasseninteressen. Das Proletariat sieht sich bei diesem Rechte rechtlos. Daher kommt sein Streben, an die Stelle des bürgerlichen Rechtes ein anderes zu setzen. „Das Recht ist nur die Betonung der Autorität des Siegers“: damit schließt Labriola diesen Abschnitt.

Die folgenden Abschnitte haben es mit der Moral, der Kunst, der Religion und der Wissenschaft zu thun, die nicht unmittelbar, aber nicht minder bestimmt wie Staat und Recht, aus der wirtschaftlichen Struktur der Gesellschaft abzuleiten sind.

Dem vorurtheillosen und wahrheitsliebenden Erforscher der Menschheitsgeschichte wird es nicht paradox scheinen, daß auch Moral, Kunst und Wissenschaft Ergebnisse der wirtschaftlichen Zustände, der Erwerbs- und Klasseninteressen sind, — natürlich nicht so, wie bloßer Unverstand gelegentlich unterstellt, als ob „die Entstehung der Göttlichen Komödie aus dem Handelsprofit der florentiner Tuchkrämer“ erklärt werden solle.

Die Moral, nicht als Lehre, sondern als Behiel für das praktische Verhalten, beruht nicht auf dem „Gewissen“, dem „Moralbewußtsein“, dem eingeborenen Sinn für Gut und Böse, sondern auf einem Willensdrange, der durch die gegenseitigen Beziehungen der Menschen bestimmt wird und mit der Aenderung dieser Beziehungen sich wandelt. Daher verschiedenes Moralbewußtsein, verschiedene Sittengesetze in verschiedenen Zeiten, unter verschiedenen Völkern, Klassen, Individuen. Werden die Beziehungen der Menschen, ihre Bedürfnisse und Bestrebungen, wie nachgewiesen, im letzten Grunde durch die wirtschaftliche Lage bestimmt, so ist klar, daß mangels des absolut freien Willens und des eingeborenen Moralgesetzes auch alle Sittlichkeit durch materielle Interessen bestimmt wird, — gleichviel, welche Anzahl von Zwischenstufen kultureller, psychologischer, pädagogischer, gewohnheitgemäßer, ideeller Natur den moralischen Akt von seiner Wurzel trennen. Die Gütererzeugung und -vertheilung erzeugt soziale Klassen; diese erzeugen Staats- und Rechtsformen mit Gesetzen; diese wieder erzeugen Anschauungen von Gut und Böse, die demnach nur da im Großen und Ganzen übereinstimmen können, wo das ökonomische Substrat das selbe ist. Das Gewissen ist der unmittelbare Ausgangspunkt des moralischen Handelns; aber das Gewissen formt sich auf Wegen, die ausnahmslos vom wirtschaftlichen Untergrunde ausgehen. Nie hätte es als sittliche That betrachtet werden können, im Kriege einen Feind zu töden, wenn nicht die Vernichtung der Feinde nöthig gewesen wäre, um den eigenen Besitz zu schützen. Die Moral ändern zu wollen, ohne die sozialen Bedingungen, auf denen sie beruht, zu ändern, ist ein Umding. Statt zu predigen „Seid gut!“, muß man die Menschen in die Bedingungen zu versetzen suchen, in denen sie gut sein können und müssen.

Noch leichter ist einzusehen, daß auch die Wissenschaft sich nicht aus einem unerklärlichen Drange oder Triebe, sondern aus den Bedürfnissen des materiellen Daseins entwickelt hat, und zwar von der Geometrie der Egyptianer bis zu der Bazillenkunde und der Folklore. Alle moderne Aufklärung, Technik und Wissenschaft wird doch durch den Trieb bestimmt, den Menschen

von Hemmnissen zu befreien und seine Herrschaft über die Naturkräfte zum Zweck der Erhöhung der Lebensfreuden auszudehnen.

Das Selbe gilt von Religion und Kunst, die auch nichts Anderes als Erzeugnisse der natürlichen, gesellschaftlichen und Kulturzustände sind. Zeus konnte nicht zum Vater der Götter und Menschen werden, bevor die väterliche Gewalt in Sitte und Recht feststand; und das Christenthum konnte nur im römischen Weltreich und als Forderung der geknechteten, enterbten, heilsuchenden Klassen auftreten, wie die atheïstische Gesellschaft erst möglich wurde, als Wissenschaft und Naturbeherrschung der Metaphysik und Transszendenz den Boden entzogen hatten.

Die großen Schwierigkeiten einer Zurückführung aller ideellen Erscheinungen, insbesondere der Wissenschaften, Künste und Religionen, auf die sozialen Zustände sollen damit nicht geleugnet werden. Abgesehen davon, daß die neue Geschichtsbetrachtung noch in ihren Anfängen steht, haben die Faktoren der Vererbung und Anpassung in den unendlich langen Zeiträumen, die das Menschengeschlecht schon durchlaufen hat, so viele und starke ideale Momente ausgeprägt, daß z. B. in der wissenschaftlichen Polemik, der Literatur, der Kunst, den religiösen Kämpfen fast allein die Ideen als das Bestimmende und Wirksame erscheinen. Ueberlieferung und Gewöhnung hemmen die Wirkungen der Umwandlung ökonomischer und sozialer Bedingungen oft auf lange Zeit hinaus und die Natur, die den Menschen geformt hatte, lange bevor das gesellschaftliche Zusammenleben ihn umzuformen begann, läßt sich „auch mit der Heugabel“ nicht austreiben.

Labriola zweifelt um so weniger an der Möglichkeit, die ganze Menschheitsgeschichte von den entwickelten materialistischen Gesichtspunkten aus in ein neues Licht zu rücken und zu einer ungleich besser begründeten und belehrenderen Disziplin zu machen, als Marx und Engels, besonders Marx in seinem „Achtzehnten Brumaire des Louis Bonaparte“, an Einzelercheinungen bereits die Leistungsfähigkeit der neuen Methode erprobt haben. Noch ist es nicht Zeit, wie Labriola bereitwillig zugiebt, den Gesamtbau der Kulturgeschichte auf ökonomischen Grundlagen aufzuführen; denn es fehlt noch an Einzelarbeiten. Aber es wird dahin kommen.

Es bedarf kaum der Versicherung, daß nicht der Anspruch erhoben wird, die Physiologie durch Embryologie zu ersetzen, oder, mit anderen Worten: durch die ökonomischen Unterlagen die Geschichte ganz zu erklären, da sie doch von den zahllosen Kombinationen bestimmt wird, in die die ökonomischen Verhältnisse mit Rassebedingungen, Gewöhnungen, Begierden, Leidenschaften, Einsichten, Phantasien u. s. w. treten. Also wird auch den Biographien der Helden stets ihr Platz in der Geschichte bleiben. Der französischen Revolution mußte ein Ziel gesetzt werden, damit eine bestimmte Klasse

die in der Revolution gewonnenen materiellen Güter dauernd festhalten konnte. Daß der achtzehnte Brumaire und die Aufrichtung eines die neue besitzende Klasse schützenden bürokratisch-militärischen Regimentes gerade so sich vollzog, wie sie sich vollzogen hat, erklärt sich aus den persönlichen Eigenschaften Bonapartes, dessen Erscheinen mit dem Auftreten jenes Bedürfnisses zusammentraf. Napoleon hätte nicht thun können, was er that, wenn er an der Stelle des neuen noch das alte wirthschaftliche Frankreich vorgefunden hätte, und die neuen Klassen würden in ganz anderer Weise ihre Bestrebungen verfolgt haben, wenn sie keinen Bonaparte zur Verfügung gehabt hätten. Nur ist nicht zu vergessen, daß auch Bonaparte in seinen Ideen und Velleitäten das Resultat einer von ganz bestimmten wirthschaftlichen Bedingungen beherrschten Zeit und ein der nach der Herrschaft strebenden Klasse Angehöriger war.

Die Geschichte ist also nicht zu schematisiren. Weder die wirthschaftlichen Zustände allein noch die „großen Männer“ allein machen die Geschichte, die beständig neue Lagen, Gegensätze, Spannungen, Gleichgewichtsbedingungen schafft, in denen ein individueller Anstoß den Ausschlag geben muß und je nach seiner Natur eine Hemmung, einen Rückschritt, einen Fortschritt bewirkt.

Hiermit ist schon gesagt, daß vom „Fortschritt“ als allgemeinem Gesetz der geschichtlichen Entwicklung nicht die Rede sein kann. Weder einzelne Völker noch die Menschheit im Ganzen haben die Gewähr dafür, beständig fortzuschreiten, wenn auch bisher der größte Theil der Errungenschaften, namentlich auf dem technischen und dem wissenschaftlichen Gebiete, von den niedergehenden Völkern meist auf die emporkommenden übergegangen ist, wodurch der unbestreitbare zusammenhängende und fortlaufende Charakter der Menschengeschichte begründet wird. Die Lehre vom ununterbrochenen „Fortschritt“ als bestimmendem Prinzip in der Geschichte ist nicht besser fundirt als die Meinung, daß die kapitalistische Wirthschaftsordnung die einzige für das ganze Menschengeschlecht bestimmte sei, wenn auch richtig ist, daß sie eine ungleich großartigere, tiefergehende und ausgedehntere Unifizirung der Völker der Erde und Verstärkung ihres Solidaritätsbewußtseins herbeigeführt hat als je eine politische Herrschaft oder ein Glaube.

Aber die Ironie der Geschichte hat gewollt, daß diese Unifizirung nur in der Allgemeinheit der stärksten wirthschaftlichen Klassengegensätze, diese Solidarität nur in dem übereinstimmenden wirthschaftlichen Interesse des internationalen Proletariates auf der einen und des kapitalistischen Bürgerthumes auf der anderen Seite besteht und daß eine rücksichtslose Konkurrenz der Nationen, der Klassen und Individuen das ökonomische Gebiet beherrscht.

Der kritische Kommunismus erkennt in dieser Thatfache den stärksten Beweis für die Nothwendigkeit einer wirklichen „Humanisirung“ der ganzen

menshlichen Gesellschaft. Er ist überzeugt, daß der Kampf nur mit dem Untergange der sich selber vernichtenden kapitalistischen Produktionsform enden kann und zum Siege der kommunistischen Gütererzeugung führen wird, in der der Mensch nicht von den anarchisch gewordenen wirtschaftlichen Kräften beherrscht wird, sondern sie beherrscht, — und zwar dank einer Organisation, die alle Einzelkräfte für ein gemeinsames Ziel, das Wohl Aller und jedes Einzelnen, wirken läßt.

* * *

Ich hoffe, daß es mir gelungen ist, den Lesern ein deutliches und lädenloses Bild von dem Gedankengange in den beiden Schriften des sozialistischen Theoretikers zu geben. Leicht war die Aufgabe nicht, die schon äußerst gedrängten Ausführungen, die den Stoff der Vorlesungen eines ganzen Semesters enthalten, noch weiter zusammenzudrängen und zu extrahiren. An der Bezeichnung und Fruchtbarkeit der materialistischen oder ökonomischen Geschichtsbetrachtung in den dargelegten Grenzen und mit der zugestandenen Einschränkung dürfte kaum zu zweifeln sein. Die neue Geschichtschreibung wird sich der Nothwendigkeit nicht entziehen können, auf die Wurzeln der wechselnden religiösen, ästhetischen, ethischen, rechtlichen Gebilde, Begriffe und Anschauungen zurückzugehen, und sie hat sie bereits, theils in natürlichen, theils in sozialen und ökonomischen Bedingungen, gefunden. Eine Gegenprobe wird durch das Uebergewicht geliefert, daß in immer steigendem Maß die wirtschaftlichen und sozialen Fragen in der modernen Staatenpolitik gewinnen.

Nur ein Vorbehalt muß, wie mir scheint gemacht werden. Die Sicherheit, mit der Labriola die privatkapitalistische Produktionsweise in den proletarischen Kommunismus ausmünden läßt, werden nicht Alle theilen. Historische Prophezeiungen sind mißlich; selbst dem Erfahrensten, Unparteiischsten und Klügsten ist es nicht gegeben, alle Elemente vorher zu erkennen und abzuschätzen, die in näherer oder fernerer Zukunft auftreten und ablenkend, aufhaltend oder gar zurückdämmend wirken können.

Wenn man sich erinnert, wie die bestimmte Voraussage eines so scharfsinnigen Mannes, wie Marx es war, von einem nahen Sieg des Kommunismus sich als ein Irthum erwiesen hat, so wird man keiner eindringlicheren Warnung vor Prophezeiungen auf diesem Gebiet bedürfen.

Rom.

Dr. Reinhold Schoener.



Die Militärvorlage.

Während fast alle Mächte sich an der vom Zaren angeregten Abrüstungs- und Friedenskonferenz zu betheiligen anschickten und die Aufforderung entgegenkommend beantwortet haben, wird der deutsche Reichstag vor die Forderung einer starken Heeresvermehrung gestellt. Dabei handelt es sich nicht nur um sehr beträchtliche neue Forderungen für die vorhandene Landmacht, sondern auch um eine dauernde Erhöhung der Friedenspräsenzstärke. Die geforderten Mehrausgaben betragen einmalig ca. 132, fortdauernd ca. 27 Millionen. Und dies Alles scheint gewissen Anzeichen zu Folge noch keineswegs den Abschluß zu bedeuten.

Gegenüber den neuen Heeresausgaben der Jahre 93, 97 und 98, die sich zusammen auf weit über eine halbe Milliarde belaufen, der Erhöhung der Friedenspräsenzstärke im Jahre 93 um 70 000 Mann, der Verstärkung der 1897 geschaffenen 86 Vollbataillone um 11 800 Mann und gegenüber den gewaltigen Ausgaben für die Flotte fragt man endlich mit Recht, wohin eigentlich dieses unablässige Anziehen der Militärschraube führen soll, namentlich in einer Periode des ganz überwiegend wirtschaftlichen Wettbewerbes und des Auftauchens neuer kolonialen und maritimen Aufgaben. Wir haben qualitativ das unbestritten beste Landheer der Welt, quantitativ das zweitstärkste, wir verfügen über eine völlig neue, an Leistungsfähigkeit mustergiltige Bewaffnung der Infanterie und Artillerie, die Manöver ergeben von Jahr zu Jahr, daß die Ausbildung des Heeres mit der Zeit Schritt hält; endlich verfügen wir, wie gesagt wird, über starke, allen Kriegsereignisheiten genügende Bündnisse. Zugleich treten ganz neue Bedürfnisse für maritime, koloniale und wissenschaftliche Zwecke an uns heran; ich weise nur auf die 400 Millionen für Kanalbauten hin. Bei dieser Sachlage ist es unbedingt nöthig, einer weiteren Steigerung der Militärausgaben entgegenzutreten. Die Geduld der Nation sollte nicht länger dadurch auf die Probe gestellt werden, daß die leitenden Militärkreise, ohne Sinn für die allgemeineren Aufgaben des Staates, hypnotisirt von den rein militaristischen Interessen, Jahr um Jahr dem Lande ein Mehr von Produktivkräften entziehen, das, fruchtbringend angewandt, genügen würde, um nach kurzer Zeit bereits Ueberschüsse aus den Reichseinnahmen für spätere Mehrforderungen in Bereitschaft zu stellen.

Nachdem eben erst die schwere Opfer erheischende Flottenvermehrung vom Reichstag bewilligt worden ist, müssen die neuen Militärforderungen das Volk doppelt überraschen. Die Durchschnittspräsenzstärke des französischen Heeres betrug 1897: 561 000 Mann, die des deutschen 1898: 557 446 Mann Unteroffiziere und Mannschaften. Die Formation des Armeecorps VI^{tes}, des

zwanzigsten in der Reihe der französischen Armee-corps, war bekanntlich schon lange geplant und verschafft Frankreich lediglich die gleiche Anzahl von Corps, die Deutschland einschließlich des Gardecorps und des bayerischen Contingentes bereits besitzt. An Infanteriedivisionen ist die deutsche Armee mit 43 der französischen mit 43, abgesehen von der aus abkommandirten Truppentheilen zusammengestellten tunesischen Division, schon heute gleich. Dabei ist außerdem zu berücksichtigen, daß Frankreich im Kriegsfall Algerien, Tunis, Madagaskar, Tonkin und seinen ganzen sonstigen weit ausgebreiteten Kolonialbesitz zu schützen hat, wozu kaum weniger als zwei Divisionen erforderlich sind. Was Rußland betrifft, so hat es im vorigen Jahre seine Heeres-Organisation nach lange bekanntem Plan abgeschlossen und verfügt heute über 52 Infanteriedivisionen. Auch hat es, entsprechend seiner Bevölkerung von 129 $\frac{1}{4}$ Millionen, ein jährliches Rekrutencontingent von 40 000 bis 68 000 mehr als Deutschland (264 000 Mann; 1897 wurden sogar 282 900 eingestellt); dafür fällt seinen 24 Armee-corps aber auch die Aufgabe zu, den ungeheuren Ländercomplez in Europa, Transkaukasien und Transkaspien, in Centralasien und Turkestan, am Amur und in der Mandschurei zu verteidigen. Seine argeliche Friedensstärke von 860 000 Mann, ohne Offiziere, jedoch einschließlich der Kosaken, der finnischen und eingeborenen kaukasischen Truppen, braucht uns daher eben so wenig wie der französische Heeresstand zu beunruhigen. Die geforderte Errichtung dreier neuen Armee-corps, des XIX., des zweiten sächsischen XVIII. und des dritten bayerischen, durch Zusammenstellung der dritten Divisionen und fünften Brigaden nebst Ergänzungformationen, kann deshalb wohl als wünschenswerth, keineswegs jedoch als nothwendig anerkannt werden, zumal für eine Errichtung im Kriegsfall Alles genügend vorbereitet ist. Wenn auch die Infanteriebestandtheile für die neuen Corps in den dritten Divisionen, ihren fünften Brigaden und anderweitig bereits vorhanden sind, so werden — wenn auch nicht gleich gefordert, so doch — später Neubildungen von Truppentheilen der anderen Waffen unerlässlich sein. Ferner kommen künftig noch hinzu: 3 neue Generalkommandos, 18 Feldartillerie-Brigadenstabe, 37 Feldartillerie-Regimentsstabe, 4 neue Divisionsstabe, 14 Feldartillerie-Abtheilungstabe u. s. w. allein für das preussische Contingent. Etwas besser begründet erscheint die beabsichtigte Reorganisation der Feldartillerie. Die Stärke der einzelnen Feldartillerie-Regimenter und Batterien und auch die Etats der Batterien sind so verschieden, daß eine Ausgleichung entsprechend den administrativen und taktischen Bedürfnissen normaler Armee-corps unter Berücksichtigung des stärkeren Etatsanspruches an den Grenzen wünschenswerth sein mag. Ferner bewirkt die Bildung des Corpsartillerie-Regimentes im Mobilmachungsfalle aus den beiden Feldartillerie-Regimentern des Armee-corps, daß drei neue Regimenter entstehen, von denen das eine in seiner Zusammensetzung völlig unorganisch

ist. Ueberdies erhalten die Infanteriedivisionen im Mobilmachungfall die entsprechende Batteriezahl mit dem mobilen Divisionartillerie-Regiment zugetheilt und damit einen dem Divisionkommandeur bisher nicht unterstellten und insofern fremden, sehr beträchtlichen Truppenkörper. Die Vorlage will deshalb die Zerreißung der beiden Feldartillerie-Regimenter durch die Bildung des Corpsartillerie-Regimentes beseitigen und beide Regimenter von vorn herein unter die Kommandos der beiden Infanteriedivisionen stellen. Hierbei ist jedoch zu beachten, daß die Führer und die Herren des Generalstabes trotzdem bisher überwiegend für die Erhaltung des Corpsartillerie-Regimentes im Mobilmachungfall eingetreten sind, weil der Kommandirende General des Armee-corps durch die zu seiner alleinigen Verfügung gestellte Artillerie-Reserve in den Stand gesetzt wird, zur Herbeiführung der Entscheidung im Gefecht mit der Hauptmacht seiner Artillerie einzugreifen, und weil die Kämpfe des deutschen Heeres altbewährter Ueberlieferung zufolge fast ausnahmslos offensiv geführt werden. Auch ist der Nachtheil der Zerreißung der beiden Feldartillerie-Regimenter keineswegs so groß, wie gelegentlich behauptet wird. Die Erfahrung lehrt das Gegentheil. Wäre die bestehende Organisation in der That so bedenklich, so hätte offenbar die „dringende Nothwendigkeit“ ihrer Umgestaltung schon seit zwei Jahrzehnten vorgelegen und es wäre schwer verständlich, weshalb sie nicht schon früher gefordert und durchgeführt worden sein sollte. Also auch hier kann von einer absolut gebieterischen Nothwendigkeit der Veränderung kaum die Rede sein, — wenn sie immerhin auch als wünschenswerth gelten mag.

Die Armee ist im letzten Jahrzehnt in Bezug auf Präsenzstärke, Organisation, Bewaffnung, Ausrüstung, Ausbildung, Armeemanöver und Dauer der Dienstzeit einem tief einschneidenden, einem leider beständigen Wechsel unterworfen gewesen und, wie es scheint, soll es auch ferner so fortgehen. Vieles, wie namentlich die Bewaffnung der Infanterie und Artillerie (die Neubewaffnung der Kavallerie ist bekanntlich von zweifelhaftem Werth), die Erhöhung der Präsenzstärke und die Einführung der Armeemanöver war zur gedeihlichen Entwicklung der Wehrmacht in einem gewissen Maß wohl unerlässlich. Jedoch hat das kaleidoskopische Durcheinanderschütteln heute einen Umfang erreicht, daß die ruhige Kontinuität einer nicht in unvermittelten Sprüngen, sondern stetig fortschreitenden Ausgestaltung des Heeres anbedingte gelitten hat und empfindliche Unsicherheit auf vielen Gebieten für die Führer aller Grade, aber auch für die Mannschaft eingetreten ist. Mag ein den unablässig wachsenden Anforderungen des Heerwesens und der Kriegskunst entsprechender rationeller, an bewährte Traditionen anknüpfender Fortschritt für jedes Heer, auch für das deutsche, geboten sein, so muß doch die Ueberschreitung gewisser Grenzen und die Ueberstürzung von Reformen, namentlich für ein in Krieg und Frieden wohlgeprobtes Heerwesen wie das deutsche, vermieden

werden. Sie erzeugt Unsicherheit und Ueberbürdung in fast allen Schichten der Armee und schließlich auch berechtigte Zweifel an den Neuschöpfungen und der Urtheilskraft ihrer Urheber. Sowohl mit den Halbbataillonen wie mit der veränderten Dienstzeit sind von der Heeresverwaltung Experimente gemacht worden, die sich nur zu bald als völlig verfehlt gezeigt haben.

Zwischen dem gebotenen Fortschritt und dem heutigen Uebermaß von Neuerungen liegt ein breiter Raum. Es wäre nicht uninteressant, einmal die sämtlichen Heeresorganisation-, Ausbildungs-, Bewaffnungs-, Ausrüstungs-, Bekleidungs- und Administrativvorschriften, die seit zehn Jahren erlassen worden sind, zusammenzustellen und in ihren Wirkungen auf unser Heerwesen kritisch zu untersuchen. Die Frage ist thatsächlich nicht von der Hand zu weisen, ob noch irgend Jemand in der Armee der Fülle dieses Stoffes gegenüber überhaupt sicher ist, die erforderlichen Kenntnisse zu besitzen. Da erscheint es denn als die Aufgabe Derjenigen, die dem aufreibenden Dienstgetriebe mit seinen alle geistigen und körperlichen Kräfte absorbirenden Anforderungen entzogen sind, aus langjähriger, gereifter Erfahrung ihre warnenden Stimmen gegen den ruhe- und nicht selten auch planlosen Wechsel (Halbbataillone und Vollbataillone, Zweidrittel-Regimenter u. s. w.) in seiner Gesamtwirkung zu erheben.

Was die Kavallerie betrifft, so ergibt sich aus dem Etatsentwurf, daß — höchst wahrscheinlich nur vorläufig — von der in der Tages- und Militärpresse ventilirten Neubildung von 23 Kavallerie-Regimentern aus den vorhandenen 93 fünften Schwadronen der Regimentern Abstand genommen worden ist; denn in dem Etatsentwurf ist nur eine Verstärkung um zehn Eskadrons vorgesehen. Demnach würde das neu zu bildende XIX. und zweite sächsische XVIII. Armeecorps einstweilen nur auf die zur Zeit beim XI. und XII. Armeecorps vorhandenen dritten Kavallerie-Brigaden angewiesen sein, — ein Verhältniß, das voraussichtlich sehr bald nach dem normalen von zwei Kavallerie-Brigaden für das Armeecorps „schreien“ wird.

Da die Vorlage beim I. und XIV. Armeecorps „zunächst“ mit der Bildung der dortigen beiden neuen Divisionen beginnt, so ist die neue Militärvorlage unzweifelhaft auch nur als eine erste Etappe zu künftigen sehr beträchtlichen weiteren Heeresverstärkungen zu betrachten. Gegenüber dem Hinweis, daß sie im Großen und Ganzen eigentlich nur einige fehlende höhere Verbände, eine zweckmäßige Organisation der Feldartillerie und die längst entbehrteten Telegraphentruppen schaffe, ist zu wiederholen, daß sie nicht nur 93 zum Theil sehr kostspielige höhere Stäbe, zwei neue Inspektionen — die der Verkehrs- und der Telegraphentruppen — und eine neue Betriebsabtheilung der Eisenbahnbrigade, sondern auch sehr zahlreiche Etatserhöhungen bei 39 Infanterie-Regimentern und nicht weniger als 80 neue Batterien mit

sich bringt. Sie erhöht die Friedenspräsenzstärke um 1135 Offiziere, Aerzte und Beamte, 26576 Unteroffiziere und Mannschaften: also um 27711 Köpfe; ferner vermehrt sie die Zahl der Dienstpferde um 7202, die der Geschütze um 320 bis 480.

Die Behauptung der münchener Allgemeinen Zeitung, daß von der Bewilligung der neuen Vorlage „die Sicherheit des Reiches, basirt auf eine leistungsfähige, zweckmäßig organisirte Armee“ abhinge, wird übrigens schon dadurch widerlegt, daß die Vorlage erst jetzt eingebracht wird, während sie längst hätte eingebracht sein müssen, wenn Das in Wirklichkeit der Fall wäre.

Es handelt sich um eine nicht einmal rein militärisch unbedingt einwandfreie, im besten Falle wünschenswerthe, immerhin aber entbehrliche Verstärkung unserer den möglichen Eventualitäten bereits genügend Rechnung tragenden Militärrüstung und der Reichstag würde sich ein Verdienst erwerben, wenn er das weitere zwecklose Anwachsen der Wehrlast hinderte und dem Volk damit endlich ermöglichte, im vollen Umfang die Früchte der deutschen Einheit zu ernten.

Ein Oberstlieutenant.



Der Durst Christi.

Als Christus am Kreuze seine verschmachtenden Lippen öffnete und die angstvollste der sieben Bitten sprach, da umklammerte Maria Magdalena, sinnlos vor Schmerz, das Holz des Kreuzes und erbehte. Dann sammelte sie in dem Mitleid, das sie durchströmte, ihre ganze Kraft und eilte fort, — nach Wasser, um den Durst des sterbenden Heilands zu stillen.

Magdalena kannte unfern von Golgatha in dem schluchtenreichen Hügel einen reinen Quell, der kristallhell floß. Sie erbat sich von einem jüdischen Manne, der mit anderen Venten aus Jerusalem bei dem Kreuze stand, seinen Krug und wandte sich nach der Gegend des verborgenen Quells. Bald fand sie ihn auch und sie war innerlich froh in dem Gedanken, daß die kühle Flüssigkeit die Qualen des Leidenden wohl auf kurze Zeit lindern könne. Heller als Silber sprudelte das schimmernde Wasser aus einer von Moos und feinen Gräsern überzogenen Felsenspalte und sein Murmeln klang lieblich für Ohr und Herz. Als Magdalena den Strahl in ihrem irdenen Gefäß auffing, fand sie, daß das Wasser frisch, beinahe eisig war; und wiederum war sie froh bei dem Gedanken, daß Jesus, wenn er es tränke, sich erlaben würde. Sie bedeckte den Krug mit ihrem Mantel, begab sich schnellen Laufes nach der Richtstätte zurück und erreichte durch vieles Bitten von den Knechten des Henkers, daß sie auf einen Stein steigen und sich weit genug in die Höhe recken durfte, um den Krug an die farblosen Lippen

des Gekreuzigten zu bringen. Doch da sie hoffte, er werde sich mit dem kühlenden Trank neigen, — siehe: da stieß Christus den Krug zurück, bewegte das Haupt und hauchte kaum hörbar: „Mich dürstet!“

Mit dem Scharfblick der Liebe — denn wahrlich: nichts schürft den Blick des Weibes mehr als viel und wahrhaft lieben — erkannte Magdalena, daß Christus einen anderen, besseren Trank begehre als Wasser, und sie war entschlossen, ihm solchen um jeden Preis zu verschaffen. Während sie fürbass schritt, um Jerusalem zu erreichen, erinnerte sie sich, daß der Kämmerer und Schatzverwalter des Bierfürsten Perodes im vorigen Jahr um ihre Gunst geworden und ihr einen alten Falerner vorgelegt hatte, der heiß wie Feuer und süß wie hybläischer Honig war und von dem ein einziger Tropfen genügen mochte, selbst einen erstarrenden Körper wieder neu zu beleben. Mit Bitten und Flehen ging die reuige Sünderin ihrem früheren Liebhaber an, bis er ihrem Wunsch willfahrte. Dann kehrte sie strahlenden Angesichtes nach Golgatha zurück und näherte, ungesehen von den Aemtern, den kostbaren Inhalt der Amphora Jesu lechzenden Munde. Eine heftige Bewegung des Widerwillens und ein schwaches Züdhnen, das in ersterbendem, kaum hörbarem Tone das herzerreißende „Mich dürstet!“ wiederholte, bewies Magdalena, daß sie auch diesmal nicht das Heilmittel gefunden hatte, das die Leiden des heiligen Opfers verringern konnte.

. . . In ihrer Erregung und Angst fühlte Magdalena Erinnerungen aus ihrem früheren Genußleben aufsteigen. Sie gedachte eines römischen Patriziers, eines prunkliebenden Epikuräers und eifrigen Verehrers des Poroz, der — selbst ein Wenig Dichter — mit ihr in Leppigkeit geschwelgt und ihr zu Liebe tausend Thorheiten begangen hatte. Dann fiel ihr plötzlich ein, wie er von den Gastmählern der Götter und dem den Sterblichen unerreichbaren Götternektar erzählt hatte, der wunderbare Wonnen und ewige Jugend verleiht. Und als ob eine geheime Macht — vielleicht diejenige Satans, der bis zur letzten Stunde den Erlöser in Versuchung geführt hatte, um seine göttliche Sendung zu erproben — dem wahrwichtigen Poroz Hilfe und Beistand leistete, fühlte sie sich sofort mit unglaublicher Geschwindigkeit durch die Luft getragen, bis sie sanft auf der Höhe eines Berges landete, dessen blühende Lorber- und Orangenkäume ihre köstlichen Gerüche mit dem berausenden Duft von Myrrhen und Rosen vermischten. Hoheitvoll stieg ein schöner junger Mann mit dunkelrothigem Haar und großen, glänzenden Augen die Stufen eines anmuthigen kleinen Tempels aus weißem Marmor hernieder und reichte ihr lächelnd eine sonderbar geformte Phiole. Das Gefäß war von künstlich eifilertem Golde und darin glitzerte eine rubinfarbige Flüssigkeit von bezaubernder Helle, deren starker Duft die Sinne sanft betäubte. Glücklich preßte Magdalena die Gabe an ihre Brust und ihr einziger Gedanke war, im Fluge zu Jesus zurückzukehren; denn das herrliche Getränk, das Ganymed dem Unsterblichen kredenzte, mußte — Dessen glaubte sie sicher zu sein — auch die Seele des Märtyrers erquickern. Und obwohl sie jetzt doch nur die Nektarschale in ihren Händen trug, erschien ihr die Natur schöner, die Sonne heller, die Luft leichter und weicher. . . Grausame Enttäuschung! Kaum hatte sie Christi Lippen berührt, da verzerrten sich seine Muskeln krampfhaft und der Sterbende machte eine Bewegung des Abscheus. Die Schale entfiel ihrer Hand und der Trank der Heiligengötter versickerte im Erdreich.

Da fühlte Magdalena, daß Bitterkeit und Haß, wie ein im Munde zurückgebliebener unangenehmer Geschmack, in ihr stark wurden und ihre schändlichen, zuchtlosen Jahre gewannen wieder Macht über sie; denn die Sünde läßt in der Seele einen Bodensatz zurück, der an die Oberfläche steigt, wenn die Leidenschaft sie erschüttert. Obwohl die Lehre Christi das Herz dieses Weibes ergriffen hatte, fehlte ihr noch die Läuterung der vollen Selbstkehr, die die alte Hefe zerstört. So geschah es denn, daß sie, getäuscht durch ihre eignen Gefühle, sich einbildete, das gemarterte Lamm könne, wenn es auch den Halerner zurückwies, der dem Gaumen schmeichelt, und den Rektar, der das Hirn mit glühenden Phantasien erfüllt, doch vielleicht den Wein der Rache und des Jornes annehmen; vielleicht würden Jesu Schmerzen nachlassen, wenn er das Blut des Feindes kostete, der ihn an das Schandkreuz genagelt hatte. Unter dem Einfluß solcher Gedanken näherte sich Magdalena dem Fenster, der über dem Haupte Christi das hochnolle Zeichen J N R J angebracht hatte, täuschte den Arglosen durch herausforderndes Nöcheln und führte ihn abseits von Golgatha nach einem einsamen Ort. Dort durchbohrte sie ihm mit seinem eignen Schwerte den Hals und tränkte einen Schwamm mit heißem Blut, — in dem Wahn, daß der Erlöser dies Blut trinken würde. Diesmal jedoch war es, als ob Christus auf den von Nägeln durchbohrten Füßen sich aufrichtete, um dem Gräuel zu wehren. Und er rief, diesmal mit lauter Stimme, wiederum: „Nicht dürstet!“

Maria Magdalena warf sich in Scham und Verzweiflung am Kreuze nieder, sie rang die Hände und ihr blondes Haar floß gelöst über ihren Nacken hin. Ihre Ohnmacht hatte sie zu Boden geworfen und sie begann, sich innerlich selbst anzuklagen, die Scham über ihre Unreinheit stieg ihr auf die Stirn und in ihrem Herzen breitete sich die Neue über ihre Ausschweifungen und die Trägheit ihres Gewissens aus, in dem für das Mitleid kein Platz gewesen war. Viele Nächte hindurch hatten die Armen, während sie mit ihren Buhlgästen auf syrischen Teppichen und persischen Kissen schwelgte, an ihrer Thür auf die Brosamen des festlichen Mahles wie Hunde gewartet und die ehrbaren Frauen hatten sich züchtig verhüllt und ihre Schritte beschleunigt, um das schamlose Lachen und die zuchtlosen Lieder der Dirnen nicht zu vernehmen. Darum sicherlich durfte sie jetzt den Durst Christi nicht löschen, dem sie in ihrer Verworfenheit den Wein der Sinnlichkeit, den Rektar des Genusses und das Blut der Rache hatte reichen wollen. Und das Herz der Sünderin zerschmolz ganz in gewaltiger Reue, ihre Augen füllten sich mit dem Wasser der Demuth und ihre Thränen rannen unaufhaltsam, ohne ihr doch Trost zu bringen, nieder, bis sie ihre Kleider tränkten und ihr schönes Haar. Da schlug sie die Augen auf und sah in Christi Antlitz eine Bitte und liebevolle Angst, daß sie wie unbewußt die Hände faltete und die Thränen darin auffing; dann richtete sie sich empor und brachte ihre Thränen an Christi Mund. Jesus aber antwortete nicht mehr: „Nicht dürstet!“, sondern öffnete die Lippen und trank, während seine Leidenszüge sich himmlisch verklärten.

Die alte Sage, die ich hier wiedergebe, versteht in keiner Weise gegen die Lehren der Kirche. Es ist eine poetische Legende, die man in den Papieren eines alten Rabbiners fand. Er war freiwillig zum Christenthum übergetreten.



Die Leute von Niederösterreich.

Wiens Umgebungen sind längst gewürdigt und allgemeiner Kenntniß erschlossen. Da giebt es absolut nichts mehr zu entdecken. Die Bäume des Wienerwaldes grüßen uns wie unsere persönlichen Bekannten und in das sanfte Gefühl, das uns ein Ausflug in feine Laubhallen weckt, mischt sich zugleich die beruhigende Gewißheit, in einer Gegend zu wandeln, über die so leicht nichts geschrieben werden kann. Die verschiedenartigen Leute, die sie zur Sommerzeit besuchen, wissen genau, wo sie finden, was sie suchen, — den besten Tropfen, die schönsten Blumen, die lauschigsten Zusammenkünfte und die sichersten Lotterienummern. Sie wissen sogar, daß man in Carnuntum römische Denkmäler und in Breitenfurth den berühmten „Milchrahmstrudel“ antrifft. . . .

Zimmerlin ist vor wenigen Jahren ein umfangreiches Werk erschienen, das uns in die bekanntesten Verticlichkeiten der engeren Heimath versetzt und doch manchem Kenner neu erscheinen dürfte. In einer Reihe stattlicher Bände giebt die wiener Akademie der Wissenschaften die alten Rechtsfassungen, genannt *„Die Urkunden der Tribunan. . .“* her. in. *„Niederösterreich.“* heraus. handhabt wurden. Der zuletzt erschienene Band enthält die niederösterreichischen Weisthümer und verdient auch außerhalb unserer Gauen das Interesse der Gebildeten. Uns freilich wehrt der Zauber der Heimath aus den schlichten Rechtsaufzeichnungen entgegen; Grinzing, Rusdorf, Weidling, Dornbach: vertraute Namen klingen in unser Ohr; wie einst die „Leute zu Salmannsdorf“ das Recht „wiesen“, erfahren wir.

Unmöglich wäre es, aus den abstrakten Gesetzbüchern der Gegenwart ein anschauliches Lebensbild zu gewinnen. Hell spiegelt sich dagegen in jenen alten, mit liebevoller Breite in alle Einzelheiten eingehenden Rechten früheres Treiben des Volkes von Niederösterreich. Sein heutiges Thun und Lassen findet manchen scharfsichtigen Schilderer, — ein Bilderbuch der Vergangenheit sind die Weisthümer. Seltsam mutheu uns, die wir, an Rechtsreinheit für große Staaten gewöhnt, der Epoche eines allumfassenden „Weltrechtes“ zuschreiten, diese Denkmäler einer Zeit an, da für Unter- und Ober-Döbling verschiedenes Recht galt.

So mannichfach aber der Inhalt dieser Quellen ist, so findet sich doch in vielen Punkten Uebereinstimmung. Ein solcher Punkt ist die scharfe Betonung der Unantastbarkeit des Hauses, die Scheu vor dem „Frieden“, den sein Inneres genießt. Der bekannte Satz „Mein Haus ist meine Burg“, den wir gern in englischer Sprache anführen, scheint auch auf österreichischem Boden

gewachsen zu sein; sagt doch schon das alte hainburger Stadtrecht: „Wir wollen auch, daß einem jeglichen Bürger sein Haus seine Besten sei.“ Dieser Satz ist heute freilich nur eine Redensart, — heute, wo das Haus keine Besten, sondern höchstens eine Zinskammer ist. Das mittelalterliche Haus gleich mit seinen starken Mauern, mit Schießscharten und Ausbauten zur Vertheidigung der Eingänge schon von außen einer Festung. Aber sein bester Schutz waren doch nicht Thurm und Graben: es war die Rechtsidee des Hausfriedens. In seinem Hause soll Jeder Frieden haben, wäre es auch nur mit einem Seidensfaden umschlossen oder, wie es an anderen Stellen mit Anwendung eines österreichischen Lieblingswortes heißt: „Wär' es halt nur mit einem Zwirnsfaden umfangen“. So zartfühlend sprachen die Rechtsquellen einer Zeit, die die Menschen rauh und kriegerisch forderte; denn noch hausten in den Wäldern Niederösterreichs Wolf und Bär, wie aus den Anordnungen der Weisthümer über ihre Erlegung hervorgeht. Unerbittlich sind die Straffsazungen gegen Den, der in den Frieden des Hauses eindringt, und als Friedbrecher galt schon, wer am Fenster oder innerhalb der Dachtraufe lauscht, „was man im Hause redet“. Wer so beim „Lösen“ vom Hauswirth ertappt wird, darf straflos getödtet werden. Uns fällt Polonius, der Lauscher, ein. Höchstens hat der Rächer seiner Haussehre auf des Erschlagenen Leib zur scheinbaren Buße drei Pfennige zu legen, „alsdann hat er ihn gegen die Welt gebüßt“. Zuweilen wird noch aufgetragen, den Leichnam in das nächste Wagengleis zu schleppen und dort liegen zu lassen. Das ist nicht etwa eine Antizipation des nestroyschen Wortes: „Räumt die Toten weg, ich kann die Schlamperei nicht leiden“, sondern eine jener Förmlichkeiten, an denen das germanische Recht so viel Gefallen findet.

Wie der Friede im Hause, so soll auf der Straße Ruhe und Ordnung gehalten werden. Dem rauflustigen Charakter der Bevölkerung entsprechen zahlreiche Strafdrohungen gegen Rumor oder Festschandel. Das Tragen gewisser Waffen, wie Dolche, Bleikugeln, an manchem Ort auch von Armbrüsten, ist verboten. Wilhelm Tell wäre hier nicht möglich gewesen. Andere Weisthümer, wie das von Perchtoldsdorf, verbieten jegliche Waffe, mit Ausnahme eines spannenlangen Messers, die ganz klugen aber untersagen nur, „zum Wein“ in Waffen zu gehen. Nach dem Laibinge von Mauer darf, wer um eines Pfennigs Werth trinkt, seine Haxe behalten; wer aber länger sitzen bleibt, soll sie dem Wirth in Bewahrung geben. Man sieht, daß die Laibinge keine Narren-Laibinge waren, sondern mit praktischem Blick den Nagel auf den Kopf zu treffen wußten. Sehr weit geht das Recht von Riefing, das jeden Nachbarn bei Strafe verpflichtet, Kaufhandel nach Kräften zu verhindern. Nur steigt uns die Besürchtung auf, daß dieses „Friedbieten“ erst recht zu Kaufereien geführt haben mag. Wird Einer im Kauf

handel beschädigt, so soll ihm dafür „genugsamer Abtrag und Ergöghlichkeit“ geleistet werden, was an die mittelhochdeutsche Bedeutung von ergehen (vergessenmachen, entschädigen) erinnert. Wer nicht zahlen kann, wird am Leibe gestraft, „damit Andere sich hieran spiegeln können.“

Bei den Raßregeln gegen Scheltworte — manchmal findet sich dafür der charakteristische Ausdruck „wörteln“ — ist das schöne Geschlecht besonders berücksichtigt, da leider oft genug „ein unbescheidenes Weib einen Mann oder anders Weib mit verboten ehrenrührigen Worten antastet und verletzet“. Regelmäßig wird dafür die Strafe der „Fiedel“, einer Art von Block, angedroht.

Ich möchte beinahe behaupten, daß der Mensch von Natur dazu neigt, seine Mitmenschen zu hänfeln. Sicher ist, daß der Nachtwächter solchen Ausschreitungen leicht zum Opfer fällt. Dieser Erkenntnis haben sich auch die Weisthümer nicht verschlossen und das vom Grillenberg bei Pottenstein verfügt eine originelle Anwendung der Talion, der Wiedervergeltung. „Wer einen Gemeinbiener, Nachtwächter, Hueter oder Hälter unbilliger Weis beleidiget und vertreibt“, verwirkt außer der Geldbuße, daß er selbst so lange Wacht halten, dienen und hüten muß, bis ein Anderer an die Reihe kommt. Das selbe „Bannbuch“ nennt unter den Ordnungswidrigkeiten auch das „ungebührend in Häuser einsteigen“. Ob Das mit dem bekannten „Fensterln“ zusammenhängt, mögen uns die Gelehrten sagen.

Nicht nur die Schlechtigkeit der Menschen: auch die Tücke der Elemente bedenkt der Gesetzgeber. Alte Gebräuche, verflochten mit Erinnerungen an das Heidenthum, werden wegen der Feuerzgefahr verboten, wie das Schießen in den Rauchnächten und die Sonnwendfeuer. Sollte trotz den zahlreichen Verhütungmaßregeln eine Feuerbrunst entstehen — nie wird davon gesprochen ohne die fromme Floskel „Da Gott vor sei“ oder „Das Gott gnädiglich verhieten wolle“ —, so ist Jedermann bei Strafe zur Hilfe verpflichtet. Wie auch nach unseren Strafgesetzen, wurde schon damals ein bei einer solchen gemeinen Bedrängniß verübtes Verbrechen besonders streng geahndet.

In einem einzigen Weisthum finden wir Raßregeln der Seuchenzpolizei. „Im Fall Gott der Allmächtige das Land mit einer abscheulichen Krankheit strafen möchte (welches er uns gnädiglich verschonen wolle)“, soll kein Unterthan Fremde beherbergen; eben so dürfen diese Fremden keine Wirthshäuser betreten, sondern sollen auf einem freien Platz abladen.

Während man dem heutigen bürgerlichen Koch den Vorwurf macht, daß es den besitzlosen Volksklassen fremd, ja feindlich gegenüberstehe, gedenken die alten Satzungen oft genug der Armen. Mit patriarchalischem Wohlwollen ordnet Höyendorf an, „wann ein armer, durstiger Mann zur Zeit der Aernte nichts zu essen hat“, möge er den Richter bitten, „daß er ihm

einen Schober oder zweien abzuschneiden erlaubt.“ Nicht minder bezeichnend ist die Freigebigkeit, mit der das sonst so genaue Recht dem landsahrenden Mann gestattet, drei Trauben zu brechen, der kranken Frau, die danach gelästet, drei Fische zu fangen, was rechtsprüchswörtlich durch den Satz „Drei sind frei“ bezeichnet wird. Das Bergtaiding von Frostdorf bestimmt mit gemüthlicher Ausführlichkeit, daß, wer „Weinper“ essen will, zunächst dem Hüter dreimal rufen soll. „Kumt er nit, so soll er drei Weinper nehmen, in jede Hand eins und in das Maul das dritt Weinper und nit mehr. Nimbt er aber mehr, so soll man ihn anfallen als ain schändlichen Mann.“ Dieses Frostdorf hieß einst Krotendorf und heißt heute Frostdorf: eine im Naturreiche einzig dastehende Metamorphose, — aus Anstandsrückichten.

Gefelligkeit und Gefälligkeit — wie Thering sich ausdrückt — gehören nicht der Rechtssphäre an. Aber das deutsche Recht zieht mit Vorliebe auch Familienereignisse und Feste, Trintgelage, Schmausereien, Spiel und Tanz in seinen Kreis. Jeder Gerichtstag endet mit Schmaus und Umtrunk: wir werden an die doppelte Bedeutung des Wortes „Gericht“ erinnert. Die Bußen werden vertrunken. Zubereitung der Speisen, Helligkeit des Feuers, die freundliche Miene, die Beistellung der Musik wird mit unfreiwilligem und darum liebenswürdigem Humor bis ins Kleinste geregelt. In einem der deutschen Weisthümer — deren Sammlung Jakob Grimm unternommen hat und als deren Fortsetzung das Werk der wiener Akademie erscheint — wird sogar das Abgeben des Dritten beim Kartenspiel zu einer Rechtsverbindlichkeit gestempelt. Ein Seitenstück ist die Anordnung des Rechtes von Saubersdorf auf dem Steinfelde über die Behandlung eines Gastes, der beim Spiel verloren hat und „wollte anfangen zu murren und zu greinen“. So kommt Etwas von der Schalkhaftigkeit des Volksschlages auch in seinem Recht zum Vorschein.

Die Thierfabel ist das liebste Kind des deutschen Waldes. Unsere Vorfahren betrachteten die Thiere nicht mit überlegenem Blick wie wir. Sie sahen in ihnen eher brüderliche Wesen, deren Sprache dem begabten Menschenkinde sogar verständlich werden konnte, wie in Märcen berichtet wird. Deshalb ward den Thieren auch im Rechte ihre Stelle, rechtliche Persönlichkeit, während sie heutzutage höchstens als Rechtsobjekte vorkommen. In den Weisthümern, aus denen der Volksglaube so frisch hervorquillt wie aus den Märcen, ist von Freiheiten und Rechten der Hausthiere die Rede. Einzelne davon haben das Vorrecht, ungestraft Schaden zu thun, andere werden bestraft. Es war eine seltsame Zeit, die einem Menschen unter bestimmten Voraussetzungen alles Recht absprach, dem Hengst und dem Stier aber dieses kostbarste Gut verließ. Die höheren Hausthiere sollen, auch wenn sie auswärts Schaden anrichten, nicht gepfändet oder getödtet werden; der Stier darf

frei bis ins neunte Gericht oder in die neunte Pfarre gehen, eine schneeweisse Sau mit ihren sieben schneeweissen Jungen soll sogar „Recht haben, wohin sie kommt.“

Nach dem sumeringer Banntaiding darf man einen Stier, der einer Kuh ins fremde Haus folgt, nicht einmal austreiben. Das Geflügel erfährt dagegen milder wohlwollende Behandlung. „Gänse, Enten, Hühner auf Jemandes Gras haben keinen Frieden“, nach deutschen Bauernrechten erleiden sie in der Regel die Todesstrafe. Gerade in Niederösterreich, wo man so raffiniert in der Behandlung des toten Geflügels ist, wo das „Bachhendel“ (wenn man älteren Satirikern glauben will) gewissermaßen zum Nationalcharakter gehört, gerade hier soll nach den Weistümern frevelndes Federvolk nicht allzu streng behandelt werden. Will Einer durch fremde Hennen keinen Schaden leiden, heißt es in Breitenau bei Neunkirchen, so soll er sie „nit erschlagen, sondern durch den Rauchfang hinein treiben“. Nur in Hochwolkersdorf scheint solcher zarte Sinn nicht heimisch gewesen zu sein. Hier darf der Bauer ein fremdes, über seinen Zaun geflogenes Huhn grausam ermorden und ist weiter nichts schuldig, als „seinen Nachbarn dazu zu Gast laden“.

Doch verweilen wir nicht länger bei blutigen Schauspielen. Der Friede des Landbaues, der die Bevölkerung nährt, weht auch durch die Weistümer. Zahllos sind die Anordnungen über Ackerwerkzeuge, Baumsädel, Erhaltung und Ausbesserung der Wege und Brücken, über Grenzen und Gräben, über Kauf und Verkauf der liegenden Güter. Und weil wir in einem gesegneten Weinlande sind, ist auch an Bestimmungen über Weingärten und Lese, Weinhäuter und Weinzeiger kein Mangel. Zu Weinzeigern — gemeint sind offenbar die heute „Buschen“ genannten Naturwirthshauswächter aus Laub — sollen die Wirths, heißt es im Taiding von Mauer, keine Wipfel von jungen Bäumen nehmen, „als wodurch den Wäldern sehr geschadet wird“, sondern nur Gräser oder Keste. Man ermesse, was es heißt, wenn die Wirthshauswächter der Forstkultur schädlich zu werden beginnt. Ein alter Weinbeißer mag sich den Gedanken weiter ausmalen und darin schwelgen: ein dichter Wald von stolzen Bäumen und jeder Wipfel zu einem künstigen „Buschen“ bestimmt. Uebrigens wird die Sperrstunde für die Wirthshäuser nach heutigen Begriffen sehr früh angesetzt, meist „soll zu Winterszeit bis neun Uhr, Sommer aber bis zehn Uhr alle Unruhe abgeschafft werden“. Wegen nicht bezahlter Zehrschuld wird der Wirth oder „Zeitgeb“ mit dem Pfändungsrecht ausgestattet. „Herrenlos schweifende und sonst verächtliche Personen“ dürfen nicht beherbergt werden. Unter diesen zählt das Banntaiding zu Ober-Döbling Bettler, Wahrsager, Lanzknechte, Spieler und Winkelschreiber auf. Unter den Bergtaidingsen, wie die Rechte der weinbautreibenden Gegenden genannt werden, interessiert uns das von Gumpoldskirchen am Neissen. Dieser glück-

liche Ort gehörte eben so wie Pfaffstätten dem Kloster Rauerbach. Statt, wie es heute öfter geschieht, die einfältigen Reime herauszugeben, die Fremdenbäcker und Wände alter Gasthäuser verunzieren, sollte man wirklich das Bergrecht von Gumpoldskirchen allen Liebhabern seines Tropfens zu Ehren in einer würdigen Ausgabe erscheinen lassen. Es ist ein weinseliges Zwölftafelgesetz; und an den lapidaren Ton der Zwölf Tafeln gemahnt auch die Bestimmung über die Weinhüter: „Item, wann die Hüter in die Hüt treten, so solln sie darnach stetlich hüten Tag und Nacht, ob es in der Nachthüt ist, und in der Taghut bei dem Tag. Und solln auch nicht hauen weder in selbst (sich selbst) noch andere Leute.“ Wenn nach dem Dichterworte das Ewig-Weibliche uns hinanzieht, so mußten doch die Nachthüter von Gumpoldskirchen einer strengeren Regel folgen, die ihnen nachdrücklich verbot, sich während der Dienstzeit „hinanziehen“ zu lassen.

Nach einer vielleicht verwerflichen, aber jedenfalls landläufigen Ansicht ist der Bauer grob. Gröber wird er, wenn ihm Jemand in seinen Acker hineintritt, am Größten aber beim Versuch einer Grenzverrückung zu seinen Ungunsten. In diesem Fall waren die Bauern der früheren Zeiten nicht nur grob, sondern grausam, von wilder, schier unbegreiflicher Grausamkeit. Wir begreifen sie nur, wenn wir bedenken, daß das liegende Gut des Bauern Heiligthum ist; Grenz- oder Marktfrevel ist das bäuerliche Majestätsverbrechen. Mit einem gewissen unmenschlichen Humor sind die Strafen für jene Delikte in den Weisthümern gestaltet, so über jenes Maß hinaus, das ein verständiger Richter auch in der Strafe beobachtet, daß man geneigt wäre, sie eher für bloße Androhungen zu halten, die nicht vollzogen, sondern stets durch Geld abgelöst wurden. Daraus deutet auch der häufige Zusatz: Wer Das und Das thut, „Dem wäre Gnade besser denn Recht“. Ein schauerliches Beispiel, das wir nur für die Ausgeburt wilder Phantasie halten möchten, stammt aus deutschen Satzungen. Wer einem Baum die Rinde abschält, Dem wird dafür der Darm herausgeschält, um den Baum geschlungen und angenagelt. Eine seltsam schreckliche Anwendung des Gedankens der Talion. Wer einen Grenzstein auspflügt, soll nach dem Recht von Hochwollersdorf — dem selben, das die Hühner so grausam behandelt — selbst an dessen Statt bis unter die Achseln eingegraben und dreimal überpflügt werden. Dazu die ironische Bemerkung: „Kombt er davon, so ist's guet, wo aber nit, so ist er mit billichen Recht bezahlt.“ Das Volksrecht der Sachsen wurde als *lex crudelissima*, als grausamstes Gesetz, bezeichnet. Das Recht von Hochwollersdorf ist unter den niederösterreichischen Bauerrechten das grausamste. Der Waldbrenner, heißt es an anderer Stelle darin, soll dreimal mit Stroh umwickelt und angezündet werden.

Der Bauer beschäftigt zahlreiches Gesinde und reichliche Bestimmungen

regeln den Arbeitslohn. Als eine Vorahnung der modernen Gewerbegefesse erscheinen Straffätze gegen Solche, die dem Andern seine Arbeiter und Dienstleute abreden oder sonst den „allgemeinen Lohn ohne Noth mehrten“. Ueberhaupt begegnet man manchem alten Vorläufer von allerneuesten Rechtsgedanken. Erst in der neuesten Gesetzgebung hat man den Bruch des Arbeitsvertrages unter Strafe gestellt, während schon das lizinger Weisthum aus der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts den Verrichter von „untreuer, falscher Arbeit“ bedroht. Auffallend durch ihre Frömmigkeit sind die Statuten von Bodenhäus, einem Marktsteden auf ungarischem Boden. Sie beginnen gleich mit ausführlichen, durch Strafanrohungen gewürzten Vorschriften über Kirchenbesuch und Beichtgang, verpönen das gotteslästerliche Fluchen, befehlen Ehrfurcht gegen das Alter und unterlassen nichts, „damit die gemain Leut auf gottseliges Leben und alles Gutes gerichtet werden mögen“. Allein wie reimt es sich, daß dieses frömmste Weisthum zugleich bemüht ist, die umfassendsten Anordnungen gegen läderlichen Lebenswandel zu treffen?

So farbenreich das Bild gesunden Lebens ist, das wir aus den Weisthümern gewinnen: ein dunkler Schatten fällt doch darauf. Dieser wackere Bauernstand, dessen tüchtiger Sinn noch heute durch seine Rechtsdenkmäler zu uns spricht, lebte in Unfreiheit. Wenn auch sein Loos nur Abhängigkeit, nicht Knechtschaft sein mochte, so nehmen die Vorschriften über den Robot dennoch breiten Raum in unserer Sammlung ein. Mannichfach waren die Abgaben, mannichfach die Dienste. Die freudigen Feste des Jahres erinnerten zugleich an den Tribut, der stets der Herrschaft gesteuert werden mußte, an Fastmachthühner, Pfingsthühner, Martinshühner und manches Andere. Wir denken an des römischen Dichters Virgilius Worte: So baut Ihr Kester, Vögel, nicht für Euch; so tragt Ihr Wolle, Schafe, nicht für Euch; so macht Ihr Honig, Bienen, nicht für Euch; sic vos, non vobis fertis aratra, boves.

Wien.

Dr. Emil Reclert.



Oeffentliche Meinung.

Aus dem Jerusalemischen Talmud.

Wen diese Zeit geschah es, daß der König von Juda mächtig wurde über viele Völker. Und seine Macht verblendete ihn also, daß der Geist Gottes von seinem Haupte wich;

2. und er ward wahnsinnig und dachte sich einen Sohn Gottes und einen Gott auf Erden. Und befahl seinen Knechten, daß sie ihn anbeteten, und seinen Priestern, daß sie ihm opferten Zehnten, Erstlinge und Weihrauch.

3. Und wenn er sich auf seinem Throne wälzte in schamloser Nacktheit, so sprachen seine Knechte: Siehe, er ist bekleidet mit dem Lichte der Sonne; und wenn er auf dem Dache seines Hauses tanzte, so redeten sie: *Siehe*, er steigt auf und fährt gen Himmel.

4. Er aber verließ seinen Palast nimmer bei Tage noch bei Nacht und vermauerte die Thore mit ehernen Riegeln. Und war Keiner, der sich der Burg nähete denn mit Zittern und Zagen.

5. Und befahl die Schriftgelehrten zu sich, daß er sie lehrte das Wort deuten; und die Saitenspieler ließ er spielen und die Flötenbläser blasen nach seiner Weise und Willkür.

6. Aber das Volk seufzte und sprach: Wehe uns und unseren Kindern! Auf dem Stuhle Davids sitzt ein reißender Löwe, seine Leßgen triefen vom Blut unserer Söhne und die Wände seines Hauses gellen von dem Geschrei unserer Töchter. Raben und Weier nisten auf dem Berge des Herrn und der Engel des Todes schreiet bei Nacht durch die Gassen.

7. Da jammerte den Propheten Maleachi das Geschrei des Volkes;

8. Und er machte sich auf, begab sich nach der Stadt Jerusalem und schritt zum Palast. Und die ehernen Thore sprangen auf vor dem Propheten und die Knechte wichen zur Seite.

9. Und er trat vor den König, erhob seine Augen zu seinem Angesicht und blickte ihn an; und beschwor ihn im Namen Gottes, des Herrn (gepriesen sei er).

10. Und alsbald verließ den König der böse Geist und es ward ihm Friede. Und er schämte sich seines Wahnsinns, verschloß sich in seine Kammer und weinte in Schmerzen.

11. Die Knechte aber rissen die Thore auf, daß das Volk hereinströmte, und schrien:

12. *Sehet*, zuvor war der König guten Muthes und stolz und voll Freude; jetzt ist er zerbrochen und will verzagen. Er hat sein Antlitz von uns gewendet und wir werden das Licht seiner Augen nicht mehr schauen.

13. *Sehet*, der König weinet in seiner Kammer, denn Dieser hat ihn angefahren und ihn beschworen als wie einen Wahnsinnigen. Die Wahrheit aber ist, daß ihn gelüftet nach dem Stabe und Diadem. Nun richtet Ihr, welcher von Beiden wahnsinnig sei, der gesalbte Sohn Davids oder Dieser, der sich einen Propheten nennet.

14. Da rief das Volk: Wahnsinnig ist der Prophet! Und sie ergriffen ihn, schleppten ihn vor die Thore und steinigten ihn.

15. Da aber der Prophet tot war, verblüfferte sich des Königs Geist zum zweiten Male und er wüthete ärger denn zuvor; und sein Wahnsinn ward nicht mehr von ihm genommen bis an sein Ende.

Er herrschte aber über Juda sechsundsiebzig Jahre.



Modern-Deforativ.

Noch wichtiger als die „Deutsche Plakatausstellung“, die wir neulich in Berlin sahen, ist die Ausnahme, die sie in der Öffentlichkeit gefunden hat. Da nämlich die gedeihliche Entwicklung der Plakatkunst und der dekorativen Kunst überhaupt, ihrer praktischen Verwerthungen wegen, mehr als die jeder anderen Kunst davon abhängt, inwieweit der geschäftliche Theil des Publikums zur Erkenntniß des Gebiengenen erzogen wird, müßte die öffentliche Kritik, der dieses Amt der Erziehung anvertraut ist, auch mit ganz besonderer Gewissenhaftigkeit dem Gebiengenen seinen Platz anweisen. Man muß nach Dem, was über künstlerische Erzeugnisse dekorativer Art gewöhnlich geschrieben wird, freilich zu dem Schluß kommen, daß entweder die betreffenden Schriftsteller der Meinung sind, sie brauchen dem Publikum nicht einen deutlich erkennbaren Maßstab für die Beurtheilung von Talenten zu geben, oder daß sie selbst nicht über ein klares Urtheil in Kunstfragen verfügen. Wer die Aufsätze in populären Kunstzeitschriften und Tageszeitungen mit einem durch Selbstschaffen gebildeten selbständigen Urtheil verfolgt, wird mehr der letzten Alternative zuneigen. Er wird kein ordnendes Prinzip in der Beurtheilung finden und in Folge Dessen tief unter der Mittelmäßigkeit Stehendes in einem Uthem mit Talentvollem genannt oder gar über das Talentvolle gestellt sehen. Bekanntlich ist aber das subjektive Gefühl ohne wichtige prinzipielle Stützen nicht ausreichend für ein richtiges Urtheil; es kann von Haus aus krankhaft, durch Erziehung in falsche Bahnen gelenkt oder durch die der jeweiligen Individualität gezogenen Grenzen auch in seiner gesunden Beschaffenheit alterirt sein. Da das Publikum aus den öffentlichen Besprechungen von Plakatausstellungen bisher solche prinzipiellen Stützen kaum gewonnen haben wird, ist es nothwendig, einige Grundsätze für die künstlerische Lösung des Plakatproblems voranzuschicken.

Wenn man verlangt, daß Künstler sich mit dem Plakat befassen, so muß von ihnen auch streng Künstlerisches gefordert werden. Von dem richtigen, den Zwecken der Reklame entsprechenden Gedanken einer weithin wirksamen Fledwirkung ist die moderne Bewegung ausgegangen. Eine solche Fledwirkung ist aber an sich noch nicht künstlerisch. Dinzukommen muß geschmackvolle Farbengebung, originelle Formenerfindung und vor Allem, daß sowohl der Gegenstand der Reklame als auch die Schrift in logischer Verbindung mit der Idee und zeichnerischer und malerischer Darstellungsweise organisch wirkt. Ist das Plakat ornamental, so muß natürlich zugleich auch der Gegenstand der Reklame und womöglich die Schrift der selben Darstellungsart unterworfen werden. In das Gebiet des Organischen gehört auch, daß man die gewählte Stimmung nicht verlegt; so verträgt eine Abendlandschaft keinen weißen Fleck. Wie verhält man sich nun gegenüber dieser künstlerischen Hauptbedingung? Willkürlichkeiten beleidigendster Art sind die Regel, namentlich in Bezug auf die Schrift. Abgesehen davon, daß sich selten Jemand die Mühe künstlerischer Schriftbehandlung giebt, wird die Schrift über das Bild oder ganz unmotivirt irgendwohin auf einen weißen oder bunten Fleck gedruckt. Das Gesagte konnte Jeder in der „Deutschen Plakatausstellung“ in der Leipzigerstraße zu Berlin bestätigt finden. Der Prospekt, zum Theil von klangvollen

Namen begleitet, ließ Alles hoffen. Mit Spannung ging man zur Besichtigung, — und nach Durchwanderung des Saales mit seinen mehr als 400 Arbeiten fragte man enttäuscht: „Das also ist ‚Deutsche Plakatkunst‘? Das die Frucht der vielen Vorträge und Ausstellungen zu Gunsten der Bewegung?“ Freilich ist zuzugeben, daß einige Künstler, namentlich ein Künstler von Bedeutung, fern geblieben sind, aber auch diese würden die Trostlosigkeit des Ganzen nicht verändert haben und vor Allem der berliner Plakatkunst nicht zuzurechnen gewesen sein. Auch hätte allerdings die Ausstellung etwas erfreulicher wirken können, wenn nicht die gebiegeneren Arbeiten auf allen Wänden von talentlosen Nachwerken so dicht umgeben gewesen wären, daß sie an Wirkung stark einbüßen mußten. Ein ehrliches und originelles Wollen kann man sieben oder acht Arbeiten zusprechen, die in der organischen Gesamterscheinung eine gewisse Vollkommenheit anstrebten. Dann folgten etliche Künstler, die nach bewährten Mustern arbeiten — mitunter anerkanntenswerth geschmackvoll —, der Rest war werthlose Nachahmung, Kompromißkunst zwischen Stil und Stillosigkeit, und Dilettantismus. Nun ist zu wünschen, daß gerade in Berlin, wo die Anschlagssäulen noch immer kein einziges Plakat von künstlerischem Werth aufweisen, wenn es nicht von außen her kommt, endlich ein erfolgreicher Impuls gelänge. Ausstellungen, selbst solche, in denen sich in Folge des an sich richtigen individualistischen Prinzips zahlreiche Mittelmäßigkeiten ausbreiten können, würden unter einer Bedingung helfen: wenn der Mittelmäßigkeit und dem geradezu Schlichten in der schärfsten Weise durch die öffentliche Kritik entgegengetreten würde. Das geschieht nun aber keineswegs. Zum Theil herrscht die Beschönigungslust, die immer nur Schaden ausrichtet, dann wieder die Routine, die alle ehrlich einen eigenen Weg Suchenden stets ignoriert, um an ihrer Stelle nur die Mittelmäßigkeit, die Alles höchstens in neuer Auflage bringt, als mustergiltig vorzuführen. Wie soll da das Publikum, wie sollen namentlich Geschäftsleute sich ein Urtheil bilden? Wie können ehrliche Talente zur Geltung kommen?

Eben so wenig, wie das Publikum durch die offizielle Kritik zu ernsthaften Gedanken über die Plakatkunst angeregt wird, kann es darüber im Klaren sein, was es von moderner dekorativer Kunst überhaupt zu halten hat. Ueber das künftige Wesen der dekorativen Kunst läßt sich natürlich nichts Bestimmtes sagen, weil ihr erst die einzelnen Individualitäten den Stempel ausdrücken werden. Da die Beurtheilung in diesem Sinne einen ungeheuren Spielraum hat, kann es sich nur um eine Festhaltung von Grundzügen handeln, die gestatten, das Kunsturtheil nicht nur auf ein tastendes Gefühl zu gründen.

Dekorative Kunst ist Zierkunst. Aus dieser wörtlichen Bedeutung ergibt sich von selbst der Charakter ihrer Abhängigkeit. Was ist „moderne dekorative Kunst?“ Diese Frage ist um so schwerer zu beantworten, als erst die Anfänge zu einer solchen da sind. Jeder, der sich mit Kunst beschäftigt, frage sich, ob er sich ein einheitliches Bild von der modernen Bewegung in dieser Richtung annähernd so machen kann, wie es in ihm vom antiken, Renaissance-, gothischen und romanischen Kunstzeitalter oder von der modernen Kunst im Allgemeinen lebt. Er wird es ehrlicher Weise nicht behaupten können. Ihm werden, wenn er besser unterrichtet ist, eine Anzahl von Einzelercheinungen einfallen, die ihm charakteristische Eindrücke hinterlassen haben; sonst herrscht ein Chaos von Ansätzen und verständnißloser Nachahmung bewährter Muster. Die Erweckung des deko-

rativen Geistes bei uns ist durch die Bekanntschaft mit dem japanischen Kunstgewerbe bewirkt worden und ferner hat der englische Geist einen starken Einfluß gewonnen. Das japanische Kunstgewerbe ist vorbildlich, weil es zeigt, wie die Grundgesetze des Dekorativen in unendlich mannigfacher Weise anzuwenden sind, ohne daß es unvornehm wird. Es darf uns aber nicht verleiten, zum Schaden des eigenen Volkscharakters dunkle Anleihen bei einer fremden Kultur zu machen. Eine „moderne dekorative Kunst“ wird entstehen, wenn sich die „dekorative Kunst“ mit Hilfe des Naturstudiums ohne fremden kulturellen Einfluß entwickelt. Mit Hilfe des besonderen Geistesinhaltes der Zeit und ihrer Bedürfnissen wird dann auch von selbst eine eigene Formgebung ans Licht treten. Daher bedeuten die sogenannten Urkajisten, Gothiker und sonstigen Kunststernerer nichts für die „moderne dekorative Kunst“. Sie würden mehr bedeuten, wenn sie wenigstens die historischen Formen modernen Gedanken dienstbar machen wollten. Anstatt Dessen bewegen sich auch ihre Gedanken in einer modernem Empfinden fremden Richtung. Die beanspruchte Modernität liegt bei diesen Erscheinungen dort, wo die Bezeichnung „Mode“ hingehört. Aus der Abhängigkeit der dekorativen Kunst von Lebensbedürfnissen ergibt sich auch die Bedeutung der engeren dekorativen Begriffe, deren klare Anwendung in den meisten Fällen vermist wird. Die Bethätigung der dekorativen Kunst ist malerisch oder plastisch. Hier handelt es sich um die malerische Bethätigung. Künstlerisch schmücken und gestalten soll man Alles. Aus der Bestimmung für die Fläche ergibt sich die Abgrenzung, damit nicht die Gegenstände der malerischen Darstellung zur Vorstellung ihrer Verlängerung in einen unbestimmten Raum zwingen. Das „Ornament“ oder das „Ornamentale“ verlangt den Verzicht auf absoluten Naturalismus, da es ohne eine absichtliche, in den Hauptsachen sich rhythmisch wiederholende Fleckwirkung nicht denkbar ist. „Ornamental“ bezeichnet auch eine Fleckwirkung nach Art des Ornamentes, ohne rhythmische Wiederholung der selben Flecke zu beanspruchen. Ein platter Naturalismus ist, wie die Entwicklung der modernen Kunst häufig gezeigt hat, nur eine Reaktion, die, durch überhastetes, urtheilloses, übertreibendes Vorwärtsdrängen verursacht, je nach der Bedeutung des Schöpfers in längerer oder kürzerer Zeit wieder verschwindet und im besten Falle ein historisches Interesse hinterläßt. Immer bleibt das Erforderniß, die Wirklichkeit zu transponieren, das Unwesentliche vom Wesentlichen zu entfernen, mit einem Worte: zu „stilisieren“. Stilisieren ist wesentlich: Vereinfachung der Erscheinungen in der Darstellung, und zwar dadurch, daß man die Konstruktion des Organismus vereinfacht und eben dadurch deutlicher macht. Innerhalb dieses Prozesses giebt es zahllose Abstufungen, vom einfachsten Liniornament bis zum komplizierten ornamentalen Gebilde. Doch ist Stilisieren noch nicht Stil. „Stil“ hat Der allein, der durch die Ausdrucksweise, die Art, wie er die Natur sieht, beweist, daß er eine der Umwelt gegenüber eigenartige Persönlichkeit besitzt. Er wird ihn in jedem seiner Werke — auch unabsichtlich — zeigen. Im „Stilisieren“ liegt dagegen die bewusste Absicht. Eben so also, wie Einer, der Stil hat, nicht zu stilisieren braucht, kann Einem, der stilisiert, der wirkliche Stil fehlen. Er hat sich dann einfach den Stil einer anderen Persönlichkeit oder Kunstperiode angeeignet oder, wenn er von der Natur ausgegangen ist, nicht vermocht, in das Wesen der Dinge einzudringen, so daß nicht ein vereinfachter Organismus entstanden ist, sondern Einzelheiten zusammengefaßt erscheinen.

Für die sinnliche Beschaffenheit des „Ornamentes“ und des „Ornamentalen“ ergeben sich zwei Hauptarten: das „reine Flächenornament“ und das „plastisch erscheinende“. Wie diese beiden Arten, um ästhetisch zu befriedigen, angewendet werden müssen: dagegen wird viel gefündigt. Es giebt zweierlei Flächen zur Bedeckung mit Zierrath; erstens solche, die reine Flächen bleiben müssen, weil sie dazu dienen, daß man Etwas auf sie stellt, an sie anlehnt, sich auf sie setzt u. s. w., und solche, die frei von derartiger Bestimmung, über eine größere Selbständigkeit verfügen. In dieser Unterscheidung liegt das Kriterium für die Anwendung des „reinen Flächenornamentes“ oder des „plastisch erscheinenden“. Für die erste Art von Flächen kann nur das reine Flächenornament ästhetisch befriedigen, für die zweite ist die bildmäßig ornamentale Bedeckung durchaus am Plage. Will Jemand eine Tapete für eine Zimmerwand entwerfen, dann muß er sich also darüber klar sein, daß die Wand den Raum abschließt und von diesem Charakter nichts verlieren darf, da die Möbel zum Theil so gearbeitet sind, daß sie an die Wand gestellt werden und angelehnt erscheinen, manches Möbelstück sogar mit Haken an ihr befestigt wird. Entwirft er daher ein plastisch erscheinendes Muster, das den Schein erweckt, als ob die dargestellten Gegenstände in die Tiefe gingen, so verliert die Wand, künstlerisch betrachtet, die Idee des festen Abschlusses und die Möbel werden ohne Halt dastehen oder hängen. Dagegen können freie Theile der Wand sehr wohl eine andere Bemalung erhalten oder mit herunterhängenden Gobelins, die dann bis zu einem gewissen Grade selbständig existiren, bedeckt werden.

Bezog sich das bisher Gesagte mehr oder weniger auf die äußerlichen ästhetischen Bedingungen, so ist die große innerliche Voraussetzung die, daß das dekorative Kunstwerk organisch wirkt: eine Bedingung, die nicht nur für jedes Kunstwerk, sondern für jedes geistige Hervorbringen gilt, da Alles, was ist, doch mit einander in einheitlicher Verbindung steht. Organisch ist also ein dekoratives Kunstwerk, wenn bei seinem Aufbau die Naturgesetze und die Gesetze der Harmonie im Anschluß an die Verwendung des zu schmückenden Gegenstandes beobachtet sind. Zahllos sind die Abstufungen vom einfachsten Linienornament, bei dem hauptsächlich die Gesetze der Schwere und des Gleichgewichtes berücksichtigt werden müssen, bis zur reichsten Komposition, in der mit Licht und Schatten, Farbe und Luftwirkungen operirt wird. Für das „plastisch erscheinende Ornament“ in der Architektur im weitesten Sinne, also auch im Möbelbau, in der künstlerischen Herstellung der Gebrauchsgegenstände, gelten im Wesentlichen die selben Gesichtspunkte, nur wird hier das Material noch eine besondere ästhetische Rolle spielen. Ein Ornament, das eine Eisenkonstruktion zu tragen scheint, darf nicht den Anschein erwecken, als ob es aus Holz wäre.

Es bleiben noch zwei Begriffe zu erörtern übrig, die von Kennern und Nichtkennern bei jeder Gelegenheit im Munde geführt werden. Es sind die Begriffe „schön“ und „originell“. Auch hier kann es sich nur darum handeln, einen allgemeinen Anhalt zu geben, der dem Beurtheiler in der Hauptsache einen festen Stand verleiht. „Schön“ im modernen Sinne wird man Etwas nennen können, wenn sich in seiner Erscheinung der Organismus besonders klar und in seinen Verhältnissen harmonisch und individuell ausgeprägt darstellt. Es würde natürlich zu weit führen, im Einzelnen hierüber Rechenschaft zu geben; die gesammte exakte Wissenschaft, besonders die Mathematik, müßte herangezogen

werden. Zur Beurtheilung des „dekorativ Schönen“ kommt noch die Anpassung der künstlerischen Auffassung an die praktische Verwerthung des Gegenstandes hinzu. „Originell“, „ursprünglich“ ist, was aus der eigenen Individualität heraus ohne wesentliche Anlehnung an Andere geboren ist. Ein Künstler kann originell in seinen abstrakten Gedanken, in der Technik und in der Form sein, der er sich zur Aeußerung bedient. Die Originalität der Gedanken ist für den bildenden Künstler, der auf die Sinnlichkeit wirkt, natürlich das Unwesentlichste. Eine originelle Technik erhebt zwar über das Niveau des ganz Gewöhnlichen, kann auch viele Anregungen geben, bleibt aber doch immer nur Mittel zum Zweck. Die Originalität der Form, der darstellerischen Auffassung des Zusammenhanges der Erscheinungen in der Natur, wird immer den ersten Platz einnehmen und einen Maßstab für die Werthdauer des Kunstwerkes bilden. Tritt zu dieser Originalität nun noch origineller Gedankenreichtum, so werden die zahlreich möglichen Abstufungen durch die Weite des Geistes und durch die Größe des Charakters der künstlerischen Individualität bestimmt. Auch im dekorativen Fach geht der Weg zur Originalität, wie in jeder schöpferischen Arbeit, vom im Wesentlichen ohne Autoritäten beeinflussten Studium der Natur aus, wenn nur die Grundbedingung, ein in die Tiefen der Natur schauendes Auge, vorhanden ist. Demnach werden immer nur die wenigen Kunstbetrachter Kunst beurtheilen können, die den Blick für das Wesentliche besitzen. Ja, es giebt sogar unter produzierenden Künstlern selbst nur sehr wenige: Das sind die eigentlichen Künstler von Gottes Gnaden, die über diesen Blick verfügen. Aber auch nach dieser Richtung kann man die Anfänger bis zu einem gewissen Grade erziehen. Uebrigens ist Originalität nicht unbedingt anerkennenswerth. Entspringt sie einem kranken Geist, einem Defekt im Organismus, so muß sie Krankes und Verkehrtes hervorbringen und mag immerhin historisch und pathologisch interessant sein, — weiter aber auch nichts.

Vor Jahresfrist sah man im Berliner Kunstgewerbemuseum eine Ausstellung von dekorativen Naturstudien, die das größte Aufsehen hätten erregen sollen. Zwar wurde hier und da auf sie aufmerksam gemacht, aber durchaus nicht in so wirksamer Weise, wie es der tiefe Geist des Schöpfers dieser Studien verdient hätte. Es war die Ausstellung von Arbeiten des kurz vorher verstorbenen Professors Albrecht Bräuer in Breslau. Eine Fülle der genialsten Anregungen war in diesen Arbeiten gegeben. Leider hatte der geistreiche Meister, der sich für den Unterricht seiner Schüler opferte, keine Zeit zu einer Verwerthung der eigenen Studien gefunden; vielleicht auch war er seiner Zeit zu weit voraus und hatte keine Unterstützung zu hoffen. In diesen bis ins Feinste eines Organismus einbringenden Studien war der Weg zu einer vornehmen dekorativen Kunst gebahnt. Ihre Ausstellung hätte der Mittelmäßigkeit ein für allemal den gebührenden Platz anweisen müssen. Nichts von Alledem geschah. In Berlin versteht man noch nicht, was München längst gelernt hat. So lange schwächste Nachwerke dekorativer Art, sogar auch von angeblich autoritativer Seite ungerügt, den öffentlichen Markt füllen, wird noch Vieles in der Reichshauptstadt nachzuholen sein.

Carl Holstedt-Weithmann.



Geldpolitik.

Die Seehandlung gab kürzlich zum ersten Male seit längerer Zeit wieder Ultimogeld an der Börse ab. Wer diese Meldung las, konnte beinahe auf den Gedanken kommen, sich die Herren der Seehandlung mitten im Gewirr der Börse und der auf sie einbringenden Geldsucher vorzustellen. In Wirklichkeit verläuft so Etwas aber ungleich glatter und geräuschloser. Der kleine Ring von bestimmten Firmen, denen diese Millionen zur Verfügung gestellt werden, nimmt sie auf, — und ehe die Börse überhaupt noch von der Ausschüttung des königlich preussischen Füllhorns erfährt, ist schon Alles vorüber. Auf den ersten Blick muß es befremden, wenn ein staatliches Geldinstitut wie die Seehandlung dem Spekulationsverkehr zu Hilfe eilt, der keiner Hilfe bedarf, anstatt das volle Wechselportefeuille der Reichsbank wenigstens für eine Weile zu entlasten. Immerhin können hierbei Verhältnisse des inneren Bankbetriebes bestimmend sein, die sich der Kenntniß der außen Stehenden entziehen. Das trifft aber nicht zu, wenn, wie es im Dezember geschah, die Seehandlung auf nicht weniger als sechs Monate viele Millionen ausleiht. Da wäre es eben so möglich gewesen, als Diskonteur auf den Markt zu treten und der noch immer übermäßig beschäftigten Industrie bedeutende Dienste zu leisten. „Darauf ist eine solche Klasse nicht eingerichtet!“ lautet die bürokratische Antwort. Nun, so schaffe man den erforderlichen Apparat; einige Vertrauensmänner, die die Wechsel prüfen, einige Kommiss für die Buchungen: weiter ist nichts dazu nöthig. Oder man könnte sich darauf beschränken, von der Reichsbank, an deren Bereitwilligkeit unter den vorliegenden außerordentlichen Umständen kaum zu zweifeln wäre, oder auch von einigen ersten Banken, deren Indossamente unbedingte Sicherheit gewähren, Wechsel zu nehmen. Auf sechs Monate würde Das ein zweimaliges Diskontiren von Dreimonat-Papier bedeutet haben, das unserem Wechselmarkt sehr erwünscht gewesen wäre. Schwer fahlich ist, daß auf der anderen Seite auch die Reichsbank Alles thut, um eine rasche Erleichterung ihrer eigenen Position zu verhindern. So ist erst neulich angeordnet worden, daß Lombard-Darlehen, die am Ende des Monats zurückzuzahlen sind, nicht früher eingelöst werden können. Bisher hatte man stillschweigend gestattet, daß die lombardirenden Bankiers, sobald sie wieder Geld flüssig hatten, die aufgenommenen Darlehen ganz oder theilweise zurückzahlten. Dadurch sparten die Bankiers Zinsen und der Reichsbank war auch gebient. Vielleicht hat der Präsident des Reichsbank-Direktoriums nur wieder einmal seinen agrarischen Gegnern zeigen wollen, wie börsenfeindlich er unter Umständen sein kann. Es handelte sich um Gelder, die zum Ultimo entnommen waren. Das Wort „Ultimo“ riecht bekanntlich nach Spekulation, und wenn Herr W. G. R. Dr. Koch diese Darlehenssucher verhindert, Zinsen zu sparen, so mag er sie überhaupt verschrecken wollen. So weit nimmt sich die Sache harmlos aus und wird Denen sogar verdienstlich scheinen, die jegliche Kränkung der Börse für eine moralische Heldenthat halten. Aber die Leitung der Reichsbank sollte den wirtschaftlichen Schaden berücksichtigen, den sie anrichtet. Unsere Bankiers haben nämlich, sobald Geld bei ihnen frei wird, die läbliche Gepflogenheit, Konsole oder Reichsanleihe zu kaufen. Das ist bei dem heutigen Kurs auf kurze Zeit nicht gefährlich und bisher konnten sie bei Geldbedarf diese Anlagen bei der Reichsbank lombardiren und stets wieder auflösen. Und diese Umsätze, Zug um Zug, hatten den Bor-

theil, daß dem beträchtlich geschwächten Markte in Konfols die indirekten Interventionläufe der Bankiers zu Gute kamen. Als die Reichsbank aufhörte, die ersten Anlagepapiere um ein halbes Prozent unter dem allgemeinen Lombardzinsfuß zu beleihen, wurde der erste Schlag geführt. Gewissen Pfandbriefe sollte die gleiche Bevorzugung nicht eingeräumt werden; wollte man sie trotzdem den preussischen Konfols gleichstellen, so blieb also nichts Anderes übrig, als auch den Konfols jede Bevorzugung zu versagen. Der zweite Schlag ist, wie gesagt, jetzt gegen die Ultimo-darleher erfolgt. Ist es wichtiger, Modeschlagwörtern zu Liebe die Bankwelt zu ärgern, oder, unsere Anlagepapiere vor Schaden zu bewahren? Seit Jahr und Tag sinkt das Kursniveau unserer solidesten und dem Staatskredit unentbehrlichsten Werthe fast ohne Unterlaß, zum sichtlichen Verstimmen sogar der ausländischen Kapitalistenkreise. Da sollte man doch jeden Faktor, der auf dieses Marktgebiet günstig einwirken kann, ängstlich zu erhalten bestrebt sein. Der Nutzen, den man sich auf Kosten der Bankiers und Banken verschaffen zu können glaubt, wiegt jedenfalls den Verlust nicht entfernt auf, den bei Alledem das Publikum erleidet. Denn das Zurückgehen des Kursniveaus kann kühnlich als die größte Kalamität in unserem bürgerlichen Wirtschaftsleben bezeichnet werden, — schon deshalb, weil sich in Folge Dessen die Sparer immer mehr von den fest verzinslichen ab- und den Dividendenpapieren zuwenden. Wenn sich der Reichsbankpräsident für berufen und verpflichtet hält, die Auswüchse der Spekulation zu bekämpfen, so sollte er vor Allem doch auch das solide deutsche Kapital schützen. Ist das preussische Beamtenthum bereits so verkühdert, daß selbst in wichtigen Angelegenheiten die verschiedenen Ressorts, die bethelligt sind, nichts mehr von einander wissen? Es wäre lehrreich, Etwas über den Eindruck zu erfahren, den die Anordnung der Reichsbank auf den Finanzminister in Preußen und den Staatssekretär des Reichsschatzamtcs gemacht hat. Die Reichsbank beleihet noch dazu dreiprozentige Konfols nicht zwanzig Prozent unter dem nominellen, sondern zwanzig Prozent unter dem Kurswerth; und Das sind noch sechs Prozent weniger. Nun können diesmal die Bankiers ihr Geld nicht zur zwischenzeitigen Einlösung benutzen und so schwimmt es mit der Zufallsströmung an der Börse. Die Tagesberichte notiren dann eben so bequem wie oberflächlich: „Geld reichlich offerirt“. Sobald Medio und Ultimo vorüber sind, wird sich zeigen, wie knapp die Börse ist.

Die Banken werden auf lange Zeit hinaus sicher nicht abundant sein. Hätten sie z. B. die Zeche Centrum mit der harpener Gesellschaft glücklich fusionirt, so würden junge harpener Aktien sofort auf den Markt gebracht worden sein. Allein nach der selbständigen Gründung von Centrum müssen die 24 Millionen Mark an Aktien nach der Novelle zum Aktiengesetz noch ein Jahr im Portefeuille bleiben. Manchmal gelingt es ja, bei Umwandlung von Privatunternehmungen die Gründung etwas zurückzubaitiren; so geschah es einst bei Siemens & Halske. Wenn von Siemens & Halske-Aktien zunächst nur fünf Millionen Mark auf den Markt geworfen worden sind, so hat Das weniger seinen Grund darin, daß der Rest von 40 Millionen in den Händen der Familie ist, obgleich eine Zeitung der anderen Das gedankenlos nachdruckt, als darin, daß man auf höhere Kurse bei den folgenden Emissionen rechnet. An sich macht es einem so großen Hause alle Ehre, daß es seine reichen Mittel immer wieder in den Dienst der Industrie gestellt hat, statt sie, nach schlechtem Beispiel, ängstlich im Kassenschrank zu verschließen.

Auf Paris hatten wir eine Zeit lang keine Geldhoffnungen zu setzen; war doch die Liquidation dort so schwierig, daß selbst die Rente in Mitleidenschaft gezogen wurde. Die französische Industrie betreibt noch immer seltsame Finanzmanöver, die bei uns keine Aussicht auf Erlassen von Reichthümern bieten würden. Bereits im September habe ich in dem Artikel: „Pariser Börsenleben“ auf Bernard Carpentier und seine Gründung, die „Banque Spéciale des Valeurs Industrielles“, hingewiesen, deren zehn Millionen Francs Aktien nach den ersten fünf Monaten ein Agio von 85 Prozent erzielt hatten. Das „Petit Journal“ war stiller Sozius. Jetzt höre ich, daß Carpentier als Direktor und einziger Administrator in einem Jahre einen Nutzen von zehn Millionen Francs einstreichen konnte. Er hat im Dezember die 2000 „parts“ verkauft, die er für die Uebertragung seines Geschäftes, für die Zeitung und für seinen Kontrakt bekommen hatte, und die 2000 „parts“ mit je 5000 Francs, also im Ganzen mit zehn Millionen, realisiert.

Höchst bemerkenswerth war, daß Paris sich neulich wieder ernsthaften Kriegsbefürchtungen hingab. Zwei verschiedene Meinungen scheinen in Frankreich über eine militärische Auseinandersetzung mit England zu bestehen. Die Regierungskreise fürchten einen solchen Kampf, und zwar besonders im Hinblick auf den Zustand der französischen Flotte. Presse und Hochfinanz aber haben eine unbegrenzte Hochachtung vor der französischen Flotte und glauben, daß die Engländer sofort nachgegeben haben würden, wenn die Franzosen auf die Drohungen wegen Fashoda dreist geantwortet hätten: „Nun, wenn Ihr wollt, habt Ihr den Krieg!“ Schließlich hat aber die pariser Bankwelt, deren politische Ermüdungen wegen der daraus hervorgehenden Beeinflussung des Weltmarktes stets zu beachten sind, sich rechtzeitig darauf besonnen, daß Rußland nicht zum Kriege bereit ist und daß die Beziehungen zwischen dem russischen und dem britischen Kabinet jetzt freundliche sind.

Auch die berliner Finanzkreise haben, wohl nicht ohne Einfluß des Auswärtigen Amtes, die Spannung zwischen London und Paris schwer genug genommen. Allein weniger wegen des französischen Eintagslärmes als vielmehr wegen der nachhaltigeren Verärgerung der britischen Politiker. So unbedingt die öffentliche Meinung Englands sonst gegen Krieg ist: der Fashoda-Fall hatte die Franzosen so entschieden ins Unrecht gesetzt, daß ein Kampf dem gesammten Volke des Inselreiches als etwas Selbstverständliches gegolten haben würde. Diese schöne Gelegenheit ist der Partei Chamberlains und den Radikalen, die nachgerade zu leidenschaftlichen Chauvinisten geworden sind, durch die friedliche Beilegung nun einstweilen entgangen. Schon der Rücktritt Harcourts von der Führerschaft der Liberalen deutete die kriegerische Stimmung der Jüngeren an. Einerlei, ob Alles richtig ist, was gemeldet wird: unsere für den Gang der Geschäfte ausschlaggebenden Finanzleute halten vielsach an der Befürchtung fest, daß bald gerade die Elemente in England an das Staatsruder gelangen könnten, die lieber heute als morgen die französische Flotte zusammenschießen lassen möchten.

Zu welchem Zweck? Um eine Demüthigung der unruhigen und unbequemen Nachbarn und die Eroberung der hinterindischen Besitzungen herbeizuführen. Denn die Erweiterung ihres Absatzgebietes, das ihnen jetzt immer mehr eingeengt wird, bildet ein neues und unverrückbares Ziel auch für die englischen Radikalen. Eine Frage, die zunächst die Politiker zu beantworten haben, ist, ob Deutschland wirklich an einer Stärkung der britischen Macht auf Kosten Frankreichs interessiert ist.

Notizbuch.

Auf dem herrlichen Gebiete der seit Jahrzehnten in Zungen gerühmten „Selbstverwaltung“ erleben die Berliner jetzt ein allerliebtestes Schauspiel. Herr Kirchner, ein früherer Rechtsanwalt, der im Kommunaldienst eine achtbare Durchschnittsbegehung gezeigt hat, ist im Mai 1898 zum Oberbürgermeister der Haupt- und Residenzstadt des preussischen Staates erklärt worden. Diese Thatfache schien der Erwähnung kaum werth; denn wie das Amt des Reichskanzlers hat auch der Posten des berliner Oberbürgermeisters im Lauf der Jahre fast jede Bedeutung verloren. Der berliner Kommunaltyrann ist heute ein Tschinownik wie jeder andere und deshalb konnte selbst eine behende Witzigkeit vom Schlage des Herrn Robert Zelle diese Stelle „mit Ehren“ ausfüllen und nach seinem Scheiden gefeiert werden. Nun bedarf der Inhaber dieser entwertheten Würde aber der königlichen Bestätigung — daher der Name Selbstverwaltung — und diese Bestätigung ist seit sieben Monaten ausgeblieben, trotzdem Herr Kirchner, als ein echter Ridertmanne, es für passend hielt, decorativ und rednerisch bei dem sogenannten „Einzuge“ mitzuwirken, der am Brandenburger Thor in Szene gesetzt wurde, als der Kaiser von einer politisch höchst bedauerlichen Privatvergnügungsfahrt aus den türkischen Ländern heimkehrte. Anfangs glaubte man, es handle sich um eine der jetzt nicht mehr ungewöhnlichen Verzögerungen, deren Ursache ja nicht schwer zu entdecken ist, und man beachtete die Sache kaum, da es im Grunde gleichgiltig ist, ob Herr Kirchner oder ein anderer strebsamer und gefügiger Mann im Rothem Hause thront. Auch das Gewinsel darüber, daß, bis die Bestätigung eingetroffen sei, die Stelle des zweiten Bürgermeisters, die bisher Herr Kirchner einnahm, nicht besetzt werden könne, verhalte sich so; denn es ist nicht minder gleichgiltig, ob die Geschäfte des zweiten Bürgermeisters von einem mit dem Dejermet beauftragten Stadtrath oder von einem definitiv angestellten Beamten versehen werden, und wer die berliner Verhältnisse einigermaßen kennt, weiß auch, daß die Personalfrage im entscheidenden Klängel wohl längst erledigt sein wird. Jetzt aber erfährt man, die königliche Bestätigung sei noch nicht erfolgt, weil Herr Kirchner an dem Entschlusse der Kommunalverwaltung mitgewirkt habe, die Gräber der achtundvierziger Märzopfer, vor denen Friedrich Wilhelm der Vierte bekanntlich recht tief den Hut zog, mit einem neuen Gitter zu umgeben und durch eine Inschrift zu verrathen, wer dort begraben sei. Diese Inschrift soll dem Herrn von Lucanus nicht gefallen haben. Sie lautet nach dem Beschlusse: „Den Märzgefallenen“. Das Wort ist abscheulich und undeutsch; aber vom berliner Magistrat kann kein Verständiger Stilgefühl fordern und einfacher und tendenzloser konnten die Unentwegten die Inschrift nicht fassen. Die unhaltbaren Zustände, unter denen wir leiden, konnten nicht deutlicher, nicht grausamer illustriert werden als dadurch, daß in einer solchen Kommunalpolitischen Angelegenheit der Name eines unverantwortlichen und unbeträchtlichen Hofbediensteten, wie es Herr von Lucanus ist, überhaupt genannt, seine „Ansiicht“ als irgendwie wichtig erwähnt werden kann. Vielleicht wird der gute Herr Kirchner nächstens doch noch bestätigt. Daß diese Dinge aber als so selbstverständlich, als eine Art nordischen Rismets, hingenommen werden, daß solchen Enthüllungen nicht aus dem Kreis der stolzen „Bürger“ ein empörter Aufschrei als Echo folgt: Das zeigt, auf welchem betäubenden Niveau in der preussischen Geistesmetropole sich noch immer das politische Urtheil bewegt und wie wenig die radikalen Volkshelden, die so gern als Enkel der Barrikadenkämpfer posiren, im Ernst daran denken, vor Königsthronen den Mannesmuth in der Brust seine Spannkraft üben zu lassen.

Im Kölner Tageblatt, dem „Amtlichen Kreisblatt für Köln“, das wundervoll gouvernemental und über jeden Verdacht der Satire und Ironie erhaben ist, konnten die Leser am letzten Dezembertage des vorigen Jahres ohne jeden weiteren Kommentar die folgenden Nachrichten lesen: I. „Ueber das Recht der direkten Berichterstattung an den Thron. Bei der Regierung eines Staates kommt es sehr darauf an, gute Rathschläge zu haben. Zu den jüngsten Reformen gehörte auch das Bestreben unserer Regierung, die Geheime Thuererei zu unterdrücken, um über Alles aufgeklärt zu werden. Hierbei ließ sich aber nicht vermeiden, daß unter den zahlreichen Reformvorschlägen, die aus allen Beamtenkreisen eingingen, auch viele waren, die unsinniges und konfuse Zeug enthielten. Trotzdem sollte Das, was in den inzwischen eingegangenen Berichten Brauchbares enthalten war, in Erwägung gezogen werden. Bei den jetzigen schwierigen Verhältnissen hatten tausenderlei Dinge der Erledigung. Es ist deshalb in Zukunft Pflicht aller zuständigen Beamten, uns in ihren Berichten die sorgfältigsten Vorschläge zu machen. Bei wichtigen Fragen der großen Politik müssen sie sich einfach über die Vortheile und Nachtheile einer Maßregel äußern und können es nicht in ihr eigenes Belieben stellen, ob sie etwa darüber schweigen sollen. Wenn Einer über Uns oder die Regierung im Allgemeinen ein aufrichtiges Wort spricht, so will Ich ihm gern in seinen Gedankengängen nach jeder Richtung hin folgen und Rücksicht üben. Unwahre Berichterstattung aber und das gegenseitige Demunziren werden unweigerlich bestraft. Wir erkennen in jedem Berichte sofort ganz genau, wie weit dabei öffentliche und wie weit lediglich private Interessen im Spiele sind.“

II. „Die Unterdrückung der Zeitungen. Haltloses Gerede über politische Dinge verwirrt nur das Volk und bringt Schaden. Vor Kurzem sind deshalb durch Edikt zwei Blätter verboten worden. Neuerdings verlautet, daß Zeitungen wieder wie Pilze aus der Erde schießen. Sie schmähcn, wie es ihnen gerade einfällt, die Regierung, beunruhigen das Volk durch Verbreitung unwahrer Gerüchte und fürchten sich vor Niemand. Es ist höchste Zeit, daß man ihnen das Handwerk legt. Wir befehlen deshalb sämtlichen maßgebenden Behörden, daß sie die Unterthanen anweisen, streng dagegen vorzugehen. Unter den Zeitungsschreibern befindet sich der Auswurf des Literatenstandes, der jedes Ehrgefühl verloren hat. Es muß diesen Leuten von den Lokalbehörden der Prozeß gemacht werden und die ganze Strenge des Gesetzes gegen sie zur Anwendung kommen, damit die falschen Gerüchte aufhören und das Volk wieder beruhigt wird.“

Die nächste Morgenausgabe des Blattes brachte dann die folgende Berichtigung: „In der gestrigen Abendausgabe befinden sich zwei Artikelchen, 'Ueber das Recht der Berichterstattung an den Thron' und 'Die Unterdrückung der Zeitungen', die zu dem in Nr. 194 des Erzählers am Rhein veröffentlichten 'Erlaß der Kaiserin-Wittve von China' gehören und durch ein technisches Versehen an dieser Stelle untergebracht worden sind. Daß damit nicht deutsche Zustände gemeint sein konnten, wird sich der Leser allerdings wohl schon selbst gesagt haben.“ Es ist erfreulich, daß sogar die Redakteure amtlicher Kreisblätter in die Urtheilsfähigkeit ihrer Leser schon ein so felsenfestes Vertrauen setzen dürfen. Nein: von deutschen Zuständen konnte in den beiden Notizen wirklich nicht die Rede sein. Das mußte jeder geduldige und gehorsame Patriot merken und selbst im Scherz konnte nur der arge Sinn eines sozialistisch verfeindeten Seters mit so freiden Gedanken spielen.

Der treffliche Türken Sultan, der zu Neujahr wieder werthvolle Geschenke nach Berlin gesandt hat, wird in der nicht minder trefflichen deutschen Presse noch immer gepriesen. In einer „gutgesinnten“ Zeitung las man neulich die folgenden Sätze: „Abd ul Hamid arbeitet früh und spät, ohne sich Ruhe zu gönnen. Seine einzige Erholung findet er in seiner Familie. Die kolossale Arbeitslast und so mancher Enttäufung hat ihn ernst gestimmt. Scheinbar kalt und reservirt, ist der Sultan bei näherem Verkehr sanft, freundlich, sympathisch. Seine ganze Erscheinung wirkt, wie Schreiber Dieses aus eigener Erfahrung empfunden, sehr sympathisch. Das von einem schwarzen Bart umrahmte Gesicht hat einen milden, durchgeistigten Ausdruck und unter der Denkerstirn blißen Augen, die von innerer Muth zeugen. Abd ul Hamid besitzt ungewöhnlichen Verstand, hervorragenden Scharfsinn und ist ein geborener Diplomat, dabei wohlwollend, tolerant, eine grundgütige Natur, großmüthig und freigebig, impulsiv, eine Arbeitskraft ersten Ranges und tief durchdrungen von seiner Herrscherpflicht. So hat Abd ul Hamid II. in Geist und Charakter nicht wenige Berührungspunkte mit Kaiser Wilhelm dem Zweiten.“ Wohlwollende Aerzte, die den Schlächtermeister am Bosphorus behandelt haben, fanden, seine Intelligenz sei auf der einem normal begabten zwölfjährigen Knaben zukommenden Entwicklungsstufe stehen geblieben. Trotzdem hat man bisher nicht vernommen, daß gegen die Verbreiter der frechen und dummen Parallele von preussischen Staatsanwälten eine Anklage erhoben worden ist. Dem „Schreiber Dieses“ dürfte übrigens, wie manchem anderen Nilbizbesucher, unter den unzähligen edlen Eigenschaften des Sultans am Meisten wohl die „großmüthige Freigebigkeit“ imponirt haben. Schmock ist an solche Aufwendungen nicht gewöhnt und geräth in irrer Verzückung, wenn er, statt eines Sachsbüchchens oder zweier Freibillets für seinen Schneider, einen verläuflichen Türkenteppich oder ein paar Goldstücke erhält.

Dem in London lebenden Herrn Alfred von Rothschild ist vom König von Preußen der Kronenorden erster Klasse verliehen worden. Es wäre recht interessant, zu erfahren, welche bisher nicht bekannt gewordene Leistung des Finanzmonarchen zu dieser ungewöhnlich hohen Auszeichnung den Anlaß geboten hat.

Von einem anderen Alfred, dem unseligen Dreyfus, wird natürlich noch immer geredet. Die undurchsichtige Sache ist, seit Herr Luesnay de Beaurepaire das Wort ergriffen hat, noch dunkler geworden und jeder neuer Tag kann neue Ueberraschungen bringen. Heute ist nur die Meldung des Kleinen Journals zu verzeichnen, das Publikum des berliner Opernhauses habe in nie erschauter Spannung der Dandlung von Beethovens „Fidelio“ gelauscht, weil ihm die verblüffende Ähnlichkeit mit dem Fall Dreyfus aufgefallen sei. Vielleicht veröffentlicht die Aurora nächstens das Biretto der auch sonst nicht ganz reizlosen Oper.

Wie die im Auslande lebenden Deutschen über die mit jedem Monat in ihrer Heimath zunehmende Häufung der Majestätsbeleidigungsprozesse denken, mag einer von vielen Briefen lehren, die der Herausgeber der „Zukunft“ erhalten hat. Der Brief stammt aus der Capolonie und lautet: „Hochgeehrter Herr Garten, in den letzten Tagen erhielten wir den Bericht über die Verhandlung wegen Majestätsbeleidigung gegen Sie. Ich handle im Einverständniß mit allen deutschen Landsleuten hier am

Ort (großer Flecken, Centrum des Capweinbaues, 40 englische Meilen von Capstadt), wenn ich Sie unserer wärmsten Sympathien versichere in jedem einzelnen Wort, das Sie zur Ehrung unseres Fürsten Bismarck und in Zurückweisung offizieller Sakaienhemtelei an der Bahre des Einzigen sowohl in Ihrer ‚Zukunft‘ wie in den Prozeßverhandlungen sprachen. Wollte Gott, es gäbe daheim nur ein halbes Duzend Männer . . . , dem miserablen Strebergeschmeiß auf die Hühneraugen zu treten! Ich gedenke zweier Menschen, die ich hierzulande traf: No. 1 war ein Kapitänlieutenant eines deutschen Kanonenbootes, der 1893 in Capstadt an offener table d'hôte aussprach, es sei Zeit gewesen, Bismarck kalt zu stellen, der für die hochfliegenden Pläne des neuen Herrn zu alt gewesen sei; No. 2 war ein Engländer, der an der Bar des eleganten Clubs in Kimberley in meiner Gegenwart, als Jemand Bismarck und Gladstone vergleichen wollte, lächelnd sagte: „O nein, Bismarck überragte ihn um Haupteslänge!“ Und dabei war der Mann ein Whig! Ich denke, Sie erhalten wohl sehr viele Sympathiekundgebungen jetzt von uns Deutschen im Auslande; darum Schluß. Wir sind sicher, Sie werden den selben Faden weiterspinnen, lieber noch um eine Nummer größer; und sollte man Ihnen, statt Festung, dafür einmal einige tausend Mark aufstricken, dann sollen Sie Ihre Freunde draußen kennen lernen und ich selbst will für den armen Fiskus das . . . Geld zusammenkassiren.“ Ich wäre natürlich nicht in der Lage, Geldspenden in irgend einer Form anzunehmen, danke aber den fernem Landsleuten aufrichtig für ihre liebenswürdige und tröstende Theilnahme und möchte die deutschen Behörden durch die Veröffentlichung dieses einen Probebriefes veranlassen, sich selbst und ihren hohen und höchsten Vorgesetzten einmal die Frage vorzulegen, ob sie durch ihr eifriges Verfolgen jedes offenen Wortes wirklich das Ansehen des deutschen Namens im Auslande stärken.

Bei Ditzel in Leipzig ist eben der zweite Band von Treitschkes „Politik“ erschienen. In dem lesenswerthen Buch des starren Royalisten wird man staunend die folgenden Sätze finden: „Friedrich der Große hat gesagt: Die Monarchie ist die beste oder schlechteste aller Staatsformen, je nach der Person ihres Trägers. . . Von Monarchien gilt im höchsten Maße, daß die Könige selbst ihre schlimmsten Feinde werden können. Denn darin, daß ein einziger Mann so hoch gestellt ist über alle Sterblichen, liegt eine ganz ungeheure Verführung zu Hochmuth aller Art; es liegt die Gefahr nah, daß die Persönlichkeit des augenblicklichen Königs mit ihren Tugenden und ihrer menschlichen Beschränktheit verwechselt wird mit der Krone selber und daß so eine Selbstvergötterung entsteht, welche entsetzlich wirkt. Wenn Alles, was einem solchen Fürsten durch den Sinn geht, sofort Gesetz werden soll, so wird die Monarchie ein Herrbild, und es entsteht eine Erregung unter allen edlen, freien Weisern; und solche Monarchen müssen sich dann auf ihre Feinde stützen, weil ihre Freunde sie verlassen. . . Selbstlob stinkt immer, wie das uralte Sprichwort bei allen Nationen sagt. Selbstlob aber an der Stelle, von der Niemand hoffen kann, noch höher zu steigen, hat etwas Empörendes. Es läßt sich nicht verkennen, daß die Ausstattung eines Mannes mit einer so ungeheuren Macht geeignet ist, das Gefühl zu lähmen und zu verwirren; wenn Das aber geradezu in Nuthwillen ausartet, wenn der Nation immer wieder ins Gedächtniß gerufen wird, daß der eine Mann die Sonne sei und sie ohne ihn im Schatten stünde, so muß Das schließlich in einem denkenden Volk zu einem revolutionären Rückschlage führen.“ So urtheilte der preußische Geschichtsiograph.